Für Einigkeit, Demokratie und Humanismus!

Freundschaft

Zeitung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Kasachstans

Dienstag, 24. Juli 1990
Nr.139 (6 267)
25. Jahrgang
3 Kopeken

Eine Million ist kein Problem

Wir hören in letzter Zeit sehr viel über das Genossenschaftswesen, aber die Berichte sind am meisten negativ gefärbt. Warum ist es so? Vielleicht arbeiten alle Genossenschaften schlecht oder ist ihre Produktion sehr teuer? Aber nein, etwa 70 Prozent davon sind nützlich und ihre Mitglieder sind unternehmungslustige, kluge Leute. Einer von ihnen ist Alexander Firstow, Vorstandsmitglied des Genossenschaftsverbandes Alma-Ata und Vorsitzender der Produktionsgenossenschaft „Soloblock". Nachstehend bringen wir das Gespräch mit ihm.

Man sagt, daß aller Anfang schwer ist. Erzählen Sie bitte, wie sie begonnen haben.

Unser „Geburtstag" ist der 1. September 1987. Bald werden wir unser dreijähriges Jubiläum feiern. Als wir begonnen hatten, waren wir ganz allein. Natürlich hatten wir viele Probleme: Betriebsraum, Maschinen und vieles andere. Jetzt haben wir alles, was wir brauchen: geräumige Werkhallen, einen großen Kraftwagenpark, moderne Maschinen und Werkzeug.

Berichten Sie kurz, was Ihre Genossenschaft produziert.

Früher machten wir nur Schlakkenblöcke. Als Rohstoff diente die Asche aus den Alma-Ataer Betrieben und Heizkraftwerken. Jetzt führen wir noch Bauarbeiten aus. Das heißt, wir bauen aus den Schlackenblöcken Datschen. Bei uns gibt es eine Tischlerei, die Türen, Fenster und einfache Möbel herstellt.

Ist „Soloblock" nur eine Baugenossenschaft?

Nein. Heute erzeugen wir Teile für Autobusse und verschiedenes Werkzeug. Zur Zeit gründen wir ein Konstruktionsbüro, das neue Erzeugnisarten entwickeln wird. Auch haben wir bereits ein Grundstück nicht weit von Sarybulak bekommen. Künftig wollen wir eine Sumpfbiberfarm mit 3 000 Tieren bauen.

Arbeiten sie ohne Konkurrenz?

1987 waren wir die einzigen, und jetzt gibt es allein in Alma-Ata 68 solche Genossenschaften. Aber unsere Genossenschaft ist dabei nicht die letzte. Unser Bruttoeinkommen beträgt anderthalb Millionen Rubel und es wächst ständig.

Wieviel Arbeiter beschäftigen Sie und wie groß ist ihr Lohn?

Bei uns arbeiten 60 Menschen, sie sind alle gute Fachleute und ihr eigener Verdienst liegt bei 1 000 Rubel im Monat. Auch bekommen sie verschiedene Prämien.

Wie sind die Beziehungen zwischen der Genossenschaft und der Stadtleitung?

Sie sind ziemlich kompliziert. Unsere Genossensohaft bringt der Stadt einen großen Nutzen: Sie verarbeitet rund 5 000 Tonnen Asche. Wir kämpfen somit auch für die Sauberkeit der Stadt, aber es gibt auch Probleme. 1988 nahm ich an der Arbeit des Gründungskongresses des Genossenschaftsverbandes der UdSSR teil. Dort haben wir verschiedene Versicherungen und Versprechungen bekommen, aber dabei blieb es auch. Jetzt ist alles anders: Vor kurzem war ich bei dem Vorsitzenden des Ministerrates der Kasachischen SSR, Genossen Karamanow. Wir hatten ein großes Gespräch, und er versprach, uns zu helfen. Jetzt spüren wir schon diese Hilfe.

Hilfe ist natürlich schön, aber sagen Sie bitte, ist Busineß in unserem Lande schwer zu machen?

Ja, schwer, aber es ist interessant. Diese Arbeit macht mir viel Spaß.

Kann Ihre Genossenschaft Millionär werden?

Kein Problem. Wir brauchen nur die Zeit dazu.

...Ich saß bei ihm zu Hause. Da klingelte das Telephon. Es war schon spät, aber er sollte noch einmal irgendwohin fahren. Ja, auch das gehört zu seiner Arbeit, zur Arbeit eines sowjetischen Busineßmannes.

Leonid RABTSCHAK,
Student an der Staatlichen Kirow-Universität

Der Kolchos „Put Kommunisma" im Gebiet Dshambul ist ein großer Getreideagrarbetrieb. Der Winter- und Sommerschlag beträgt hier 7 000 Hektar. Die Hälfte davon bearbeitet die Pachtgruppe von Shumanasar Aimanow. Der Gruppenleiter ist ein erfahrener Traktorist und Kombineführer, kennt vollkommen das ganze Anhängeinventar, im nötigen Moment kann er erfolgreich sowohl den Schlosser als auch den Einrichter ersetzen. Er wählte andere Pächter, die auch arbeitsam und mit ganzer Seele der Erde ergeben sind. Und entgeltet reichlich die Mühe. Man erntet bis 16 Dezitonnen Gerste und 25 bis 30 Dezitonnen Winterweizen je Hektar.

In diesem Jahr setzte sich die Gruppe das Ziel, bis 20 Dezitonnen Getreide je Hektar zu ernten, und sie löst ihr Versprechen ein.

Unsere Bilder: Die erfahrenen Getreidebauern Token Saripow, Shumanasar Aimanow und Altai Tschumenow;

Viktor Frei ist in der Erntezeit als universeller Autogen- und Elektroschweißer unersetzlich.

Fotos: KasTAG

Dorfeinwohner leisten ihren Beitrag

Von Jahr zu Jahr erfüllt und überbietet der Sowchos „Wedenowski" die Planaufgaben der Milch- und Fleichlieferungen an den Staat. Aber auch als wichtige Reserve der tierischen Produktion, wobei auf die Ladentische mehrere Tonnen Milch und Fleisch zusätzlich gelangen, ist deren Ankauf in den individuellen Hauswirtschaften der Sowchosarbeiter.

Unser Sowchos kauft bereits mehrere Jahre Milch und Fleisch bei der Bevölkerung an. Besonders intensiv beschäftigen wir uns damit seit dem vorigen Jahr. Während früher zum Beispiel die Milchlieferungen aus den individuellen Hauswirtschaften jährlich etwa 180 Tonnen erreichten, machten sie allein im Vorjahr schon 1 020 Tonnen aus. Im ersten Halbjahr ist schon etwa 500 Tonnen Milch angenommen worden. Die Hauswirtschaften liefern jährlich auch über 500 Mastrinder an den Sowchos.

Gegenwärtig gibt es im Sowchos 456 individuelle Milchlieferanten. Zu den aktivsten unter ihnen zählen Friedrich Meier und Viktor Lubenzow. Sie verkaufen jährlich 740 bis 820 Dezitonnen Milch. Ein jeder dritte Milchlieferant verkauft im Durchschnitt 50 Dezitonnen. Der Sowchos hat ihnen Milchkannen, Transportmittel und alles Notwendige bereitgestellt. Die Annahmestellen umfassen je sieben bis acht individuelle Hauswirtschaften. Zu diesem Zweck sind an jeder Annahmestelle Holzgerüste aufgebaut worden. Die Dorfeinwohner stellen hier ihre Milchkannen ab und gehen ruhig zur Arbeit. Die Milcherfasser entleeren sie dann in den Milchwagen und bringen die Milch auf die Farm, wo sie zur Ablieferung vorbereitet wird.

Bereits das zweite Jahr machen wir keine Pausen bei der Milchannahme. Sie wird sowohl im Frühjahr und im Sommer als auch im Herbst und im Winter angenommen.

Etwas anders ist es bei uns um den Jungviehankauf bestellt. Die Kälber werden bei den Einwohnern im Alter von 10 Tagen angenommen, und dafür zahlen wir 150 Rubel je Kopf aus. Was nutzt uns das? Erstens geben wir für die Viehanschaffung weniger Geld aus, und zweitens sind die Einwohner dadurch ihrer Sorgen bei der Aufzucht und der damit verbundenen Futterbeschaffung entledigt. Auch können sie sogleich Milch an den Sowchos liefern.

Um die Dorfeinwohner an der Realisierung der Überschüsse an Fleisch und Milch zu interessieren, versorgen wir die Hauswirtschaften mit verschiedenem Futter, wobei jährlich etwa 1 500 Tonnen Heu, 1 000 Tonnen Silage und 1 000 Tonnen Futtergetreide an sie verkauft werden. Wir stellen ihnen Weideland und Naturwiesen für die Futterbeschaffung zur Verfügung. In diesem Jahr haben wir für die Futterversorgung der Hauswirtschaften eine Spezialbrigade gebildet, die vertragsmäßig Ackerland und Wiesen erhalten hat. Wir helfen den Hauswirtschaften auch bei der Anschaffung von Ferkeln, Rindern und beim Bau der Viehställe.

Wir legen besonderen Wert auf die Milchqualität. Deshalb nehmen wir einmal in der Dekade Milchproben auf Fettgehalt vor. Davon hängt dann der Aufkaufpreis für die gelieferte Milch ab. Kurzum, wir machen alles Mögliche, um die individuellen Hauswirtschaften weiterzuentwikkeln.

Woldemar KOCH,
Stellvertreter des Direktors für Erfassung im Sowchos „Wedenowski", Rayon Schtschutschinsk
Gebiet Koktschetaw

Wirtschaftsleben — kurzgefaßt

Mit Planvorsprung arbeiten auch in diesem Planjahr die Farmarbeiter des Sowchos „Osjorny" im Rayon Ksyl-Tu, Gebiet Koktschetaw. Die Fleischlieferungen im ersten Halbjahr sind mit rund 200 Tonnen überboten worden. Dieser Erfolg ist vor allem der guten Tierpflege und der rationellen Fütterung zu verdanken. Die besten Kennziffern weisen dabei die Tierpfleger G. Shukenow und S. Biljalow auf. Die täglichen Gewichtszunahmen erreichen in ihren Herden 800 und mehr Gramm.

Immer mehr an Tempo gewinnt die Getreideernte im Rayon Tschardary, Gebiet Tschimkent. 29 Mähdrescher arbeiten auf den Feldern des Sowchos „Woßchod". Hier erhalten die Getreidebauern bis 30 Dezitonnen Korn je Hektar. Zur Zeit haben sie schon Gerste auf der Fläche von etwa 600 Hektar eingebracht.

Saftpressen für den Haushalt

Nach längerem Rückstand arbeitet das Kollektiv der Pawlodarer Tischbesteckfabrik wieder gewinnbringend. Eine spürbare Steigerung der Produktionseffektivität ist vor allem dank der Erneuerung des Erzeugnissortiments erzielt worden.

„Allein in diesem Planjahr liefern wir über 40 Erzeugnisarten von Küchenzubehör und Tischbestecken", sagt der Betriebsleiter Viktor Wegel. „Darunter gibt es Bestecke für 8, 10 und 24 Personen. Zur Zeit haben wir die Produktion von stark gefragten Reisenecessaires aufgenommen."

Im Betrieb wird die Erarbeitung elektrischer Saftpressen beendet. Schon in nächster Zeit wird man ihre Produktion aufnehmen. Die Betriebsarbeiter wollen noch in diesem Jahr rund 15 000 Saftpressen an die Handelsbetriebe Kasachstans liefern.

Alex HORN

Pawlodar

Gemeinsame Sitzung des Föderations- und des Präsidialrates der UdSSR

Organisatorische Maßnahmen zur Realisierung der Wirtschaftsreform und zum Übergang zu Marktbeziehungen sowie die Vorbereitung eines Unionsvertrages waren die Hauptthemen einer gemeinsamen Sitzung des Föderations- und des Präsidialrates der UdSSR am 20. Juli. Die Sitzung fand unter Vorsitz M. S. Gorbatschows im Kreml statt.

Der Vorsitzende des Ministerrats der UdSSR, N. I. Ryshkow, legte die Hauptprinzipien eines Regierungsprogramms von Maßnahmen zur Umstellung des Landes auf eine regulierte Marktwirtschaft von 1991 an. Das Programm sieht die Gewährleistung einer freien wirtschaftlichen Tätigkeit und des freien Unternehmertums, die Erarbeitung eines Systems des sozialen Schutzes der Bevölkerung unter den Bedingungen der Marktpreisbildung, die Gewährleistung der Beschäftigung, die Entstaatlichung und Dezentralisierung des Eigentums, die Einleitung von Monopolbekämpfungsmaßnahmen, die Entwicklung der Konkurrenz auf dem Warenmarkt und andere Maßnahmen vor. Die Teilnehmer der Sitzung erörterten ausführlich verschiedene Aspekte des Übergangs zur Marktwirtschaft.

Der Vorsitzende der Nationalitätenkammer des Obersten Sowjets der UdSSR, R. N. Nischanow, der zur Frage der Vorbereitung eines Unionsvertrages referierte, stellte fest, daß die Konzeption einer Union souveräner Staaten eine gute Grundlage zur Durchsetzung gegenseitig annehmbarer Vereinbarungen im Interesse der Demokratisierung von Beziehungen zwischen dem Zentrum und den Republiken bietet. Es kam zu einem nützlichen Meinungsaustausch über die Konzeption des Unionsvertrages, den Charakter und den zeitlichen Rahmen für die Arbeit an diesem Dokument.

M. S. Gorbatschow stellte in seinem Schlußwort fest, daß der Übergang zu einem regulierten Markt und die Erarbeitung eines neuen Unionsvertrages zwei Seiten einer Medaille sind. Bereits in nächster Zeit muß man Konturen des neuen Unionsvertrages durcharbeiten, der die Souveränität der Republiken garantieren würde. Dabei soll man nicht den einheitlichen Wirtschaftsorganismus auseinanderreißen, sondern im Gegenteil, gemeinsam einen Unionsmarkt schaffen und festigen. Die Schwierigkeiten, in denen das Land steckt, machen ein beschleunigtes Vorankommen zu einer einheitlichen und gegenseitig ergänzenden Marktwirtschaft erforderlich. Und auch umgekehrt: Die separatistischen Tendenzen und das Streben, sich voneinander abzugrenzen, können die Lage sowohl für die Republiken, als auch für das Land insgesamt nur noch weiter erschweren. Das erfordert aber nicht nur eine Entwicklung und Festigung horizontaler Beziehungen, deren Rolle unter den neuen Bedingungen zunimmt, sondern auch eine bewußte und freiwillige Übergabe bestimmter Funktionen der zentralen Macht, die im allgemeinen Interesse aller Republiken handelt.

(TASS)

Aufruf an die Völker Litauens, Lettlands und Estlands

Vor einem halben Jahrhundert erklärten die von den Werktätigen gewählten höchsten Vertretungsorgane der Staatsmacht Litauen, Lettland und Estland zu Sowjetischen Sozialistischen Republiken und beschlossen ihren Eintritt in die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, heißt es in einem am 20. Juli verbreiteten Aufruf des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR an die Völker Litauens, Lettlands und Estlands. Es sind Völker, heißt es weiter, die seit Jahrhunderten in Nachbarschaft leben und durch die Bande der Zusammenarbeit und eines gemeinsamen Lebens verbunden sind.

„Der Eintritt der baltischen Völker in die Sowjetunion", heißt es in dem Dokument, „erfolgte zu einer dramatischen Zeit, als bereits ein Jahr Krieg herrschte und ein großer Teil Europas vom Faschismus unterjocht war. Die Werktätigen Litauens, Lettlands und Estlands erfuhren am eigenen Leibe den ganzen Schrecken der Okkupation, die ganze Grausamkeit des Hitlerismus und seiner Wegbereiter. Um den Preis gewaltiger Opfer und mit Hilfe gemeinsamer Anstrengungen aller Völker des Landes wurde der Sieg im Großen Vaterländischen Krieg errungen".

In dem Appell ist weiter die Rede davon, daß die Perestroika, die vor fünf Jahren begann, unter Qualen vom ganzen Land und eines jeden seiner Völker hervorgebracht wurde. Zum ersten Mal haben wir die Chance, auf demokratische und gutnachbarschaftliche Weise unsere gemeinsame Existenz aufzubauen, damit jedes Volk in vollem Maße Gebrauch machen konnte vom Nutzen der Zusammenarbeit, von den Vorteilen der Integration und der stabilen Sicherheit. Diese Ziele sind erreichbar. Auf dem Weg zu ihnen gibt es keine unlösbaren Probleme, solange wir daran denken, was die Perestroika eigentlich bedeutet. Das ist nicht nur eine Grenze, von der aus man zurückblicken kann, sondern auch eine Höhe, von der aus sich eine bessere Zukunft eröffnet.

Verantwortungsbewußtsein und gesunder Menschenverstand sind berufen, uns bei der richtigen Wahl zu helfen, indem wir die freie nationale Entfaltung mit dem Vorzug der gleichberechtigten Teilnahme in einer Union souveräner sozialistischer Staaten verbinden. Den Weg dazu eröffnet der bevorstehende Abschluß eines neuen Unionsvertrages, wird in dem Appell des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR unterstrichen.

M. S. Gorbatschow mit J. Delors zusammengetroffen

Der Präsident der UdSSR M. S. Gorbatschow ist am 19. Juli mit dem Präsidenten der EG-Kommission, J. Delors, zusammengetroffen. Delors hielt sich zur Erörterung von Fragen, die mit der Realisierung des vor kurzem zwischen der EG-Kommission und der UdSSR geschlossenen Abkommens zusammenhängen, in Moskau auf.

Den angekündigten Zielen des Besuchs nach zu urteilen, hat die Führung der EG-Kommission ernste Absichten. Davon ausgehend, hat M. S. Gorbatschow eine offene Einschätzung der Situation und der Bedeutung gegeben, die die Sowjetunion der Zusammenarbeit mit den Europäischen Gemeinschaften beimißt. All das, was sich im Lande entfaltet hat, ist in einer Phase angelangt, in der eine starke soziale Bewegung in konkrete konstruktive Bahnen gelenkt werden soll. Diese soziale Bewegung gleicht einer großen Feder, die bis dahin durch das administrative Kommandosystem zusammengepreßt war und jetzt vom Druck befreit wird. „Man kann sich kaum vorstellen, daß die Wende in einem solchen Land wie dem unsrigen zu gänzlich neuen Lebensformen so glatt verläuft, als wäre sie vom Computer berechnet", sagte M. S. Gorbatschow. Er stellte zugleich fest, daß im Volk derzeit zunehmend die Entschlossenheit heranreift, die schwierige Periode möglichst schnell zu passieren. Hier gibt es zwei zentrale Momente — die Wirtschaftsreform und die Umwandlung der Union.

„Ich lehne panische Einschätzungen unserer Wirtschaftsmöglichkeiten ab", sagte M. S. Gorbatschow. „Das Potential ist unerschöpflich. Die Situation aber, in die wir geraten sind, ist dadurch bedingt, daß die Interessen des Menschen ausgeschaltet waren. Deshalb besteht heute ein Schlüsselelement in der wirtschaftlichen Freiheit, in einer freien Wahl von Eigentums- und Wirtschaftsformen, nämlich in einem Markt. Das setzt auch den Bedarf an entsprechenden Regelungsstrukturen voraus — ein System des sozialen Schutzes, Steuern, Banken, Börsen usw", erklärte der Präsident.

„Wir müssen Erfahrungen sammeln, besonders solche, die große und positive Ergebnisse bringen, wie es im „Gemeinsamen Markt" geschah. Wir haben selbst mit dessen Studium begonnen, es wäre aber noch besser, dies in Zusammenarbeit mit Vertretern des Gemeinsamen Marktes zu machen", betonte M. S. Gorbatschow.

Es existieren dazu zwei Standpunkte, sagte er. „Der eine lautet: Je zurückhaltender sich der Westen in den Wirtschaftsbeziehungen mit der UdSSR verhält, desto schneller werde die UdSSR ihre Reformen vorantreiben müssen. Und der andere Standpunkt — wenn die außenwirtschaftliche Zusammenarbeit es der Sowjetunion ermöglichen wird, über ihre Ressourcen freier zu verfügen, so könne sie entschlossener und schneller zu einem neuen Wirtschaftssystem übergehen. Im ersten Fall wird sie aber zu den alten, administrativen Regelungsfaktoren greifen und somit den Umgestaltungsprozeß verzögern und noch schmerzlicher machen müssen".

„Jetzt erleben wir einen kritischen Moment. Gerade jetzt aber müssen wir die realen Früchte der Erkenntnis ernten, daß die Perestroika nicht nur unsere Angelegenheit ist. Sie betrifft alle, sie ist im Interesse der ganzen Welt. Unsererseits werden wir auch weiterhin die Außenwirtschaftsgesetzgebung vervollkommnen, Fragen schneller lösen, die den Übergang zum konvertierbaren Rubel erleichtern", betont M. S. Gorbatschow.

J. Delors legte ausführlich die Ziele seines Besuches dar. Im August möchte er seinen Bericht an den Europäischen Rat vorbereiten, der eine Analyse der sowjetischen Wirtschaft und konkrete Vorschläge für eine umfassende Zusammenarbeit enthalten soll.

Er informierte über Erfahrungen bei der Entwicklung des „Gemeinsamen Marktes", der bis 1992 ein neues Niveau erreicht und zur Wirtschaftsunion mit einheitlicher Währung und einer hochentwickelten politischen Integration wird. Bei allen Schwierigkeiten und Verwicklungen, als es sehr schwierig war, die Notwendigkeit einiger kühner Maßnahmen zu beweisen, konnte der Erfolg dank der Verständigung darüber erzielt werden, daß sich die europäische und die Weltwirtschaft in gegenseitiger Abhängigkeit befinden und eine konkrete Solidarität zwischen den Mitgliedsstaaten notwendig ist.

Nebenbei verwies J. Delors auf die Absicht von Parlamenten in einigen Unionsrepubliken der UdSSR, eigene Währung einzuführen. „Das hat mich einfach erschreckt", sagte der Präsident der EG-Kommission. Das stehe im Widerspruch zu den gesunden Tendenzen der modernen Wirtschaft.

M. S. Gorbatschow betonte, daß die Vertreter der EG-Kommission alle Möglichkeiten haben werden, an umfassender Diskussion teilzunehmen und Informationen zu erhalten, die für die Bestimmung von besonders zukunftsträchtigen Richtungen und Formen der Wirtschaftszusammenarbeit mit der UdSSR heute sowie in nächster und entfernter Zukunft nötig sind.

Angeschnitten wurde das Problem der deutschen Vereinigung im Kontext des gesamteuropäischen Prozesses und der Rüstungsreduzierung in Europa. Das Aktuellste besteht heute darin, alles zu unternehmen, damit die deutsche Vereinigung zur Schaffung eines neuen Europa beiträgt und die günstigen und positiven Tendenzen der letzten Jahre nicht erschwert, hieß es.

Von beiden Seiten wurde die Bedeutung einer organischen Einbeziehung der Vereinigten Staaten und Kanadas in den europäischen Prozeß hervorgehoben.

M. S. Gorbatschow verwies erneut auf die negative Rolle der COCOM, die die militärische Bedeutung praktisch bereits eingebüßt hat und nur als eine Waffe im Konkurrenzkampf eingesetzt wird, wobei sie zugleich auch die Aktivitäten zur Schaffung eines europäischen Wirtschaftsraums ernsthaft behindert.

„Die entscheidende Voraussetzung für den Aufbau eines neuen Europa sind Rüstungsreduzierung, Transformation der Militärbundnisse und Schaffung neuer Sicherheitsstrukturen", betonte er. „Ohne entsprechende Institute des Zusammenwirkens in den Bereichen Wirtschaft, Kultur, Ökologie und Information ist ein neues Europa nicht denkbar. Dies ist ein langer Weg. Wir haben aber unsere Wahl getroffen und sind bereit, diese gemeinsam mit konkretem Inhalt zu erfüllen".

Wie M. S. Gorbatschow feststellte, ist es heute äußerst wichtig, den starken Prozeß der Wandlungen, der eine radikale Wende in der gesamten globalen Entwicklung verspricht, in solch einem Rahmen zu halten, daß er keine Erschütterungen hervorruft, sondern als eine gigantische gemeinsame Angelegenheit von ganz Europa zum Wohle der internationalen Völkergemeinschaft stattfindet.

„Gerade der politische Dialog hat die positiven Prozesse in der Welt eingeleitet und uns auf ein Niveau des Vertrauens gebracht, das die Möglichkeit gegeben hat, diesen Dynamik und die notwendige Stabilität zu verleihen. Die Politik wird sich jedoch zunehmend erschöpfen, wenn sie nicht auf adäquate Wandlungen in der wirtschaftlichen Zusammenarbeit und in der Endkonsequenz auf neue zwischenmenschliche Beziehungen stützt.

(TASS)

„Wohnungsbau 91"

Mit vereinten Kräften

Große Aufmerksamkeit wird in den letzten Jahren in Balchasch dem Wohnungsbau gegeschenkt. Allein im Mai dieses Jahres sind in der Vereinigung „Balchaschmed" 60 neue Wohnungen mit allem Komfort ihrer Bestimmung übergeben worden. Anfang Juni haben die Werktätigen des Wohnungsbaukombinats den ersten Block des Wohnhauses Nr. 17 und Ende Juni den dritten Block des Hauses Nr. 21 insgesamt 60 Wohnungen — im vierten Wohnbezirk der Stadt fertiggestellt.

Großen Beistand leistet dem Wohnungskombinat das Kollektiv der Produktionsvereinigung „Balchaschmed". Mit vereinten Kräften haben die Bauarbeiter und die Metallurgen die Halbjahrplanaufgaben beim Wohnungsbau erfüllt. Zur Zeit errichten sie gemeinsam eine Betriebssanitätsstelle.

Einen immer festeren Fuß faßt in Balchasch die Errichtung von Wohnhäusern nach der Regiebauweise. In vier Jahren ist hier ein ganzer Wohnbezirk aus Einfamilienwohnhäusern entstanden. An seiner Errichtung beteiligten sich das Innenministerium der Kasachischen SSR, die Kfz-Betriebe der Stadt, die Produktionsvereinigung „Balchaschmed" und ihre Unterabteilungen — das Reparaturwerk, das Werk für Buntmetallenbearbeitung, die Vereinigung „Kaszwetmetremont" und andere Betriebe der Stadt.

Wilhelm BÜCHLER
Gebiet Dsheskasgan

Jahre und Geschicke

Der Vergessenheit entrissen

Von Zeit zu Zeit erscheinen in der Presse offizielle Mitteilungen über die Rehabilitierung von in den Jahren des Personenkults um Stalin unschuldig Repressierter.

Lange Zeit wurde die Wahrheit über die Repressierten geheimgehalten, ihre Namen wurden der Vergessenheit preisgegeben. Wer waren denn diese unschuldigen Opfer?

In der langen Liste der Rehabilitierten wurde ich auf zwei Namen aufmerksam: Auf Johannes Stieben und Heinrich Ott — beide Einwohner des Dorfes Roshdestwenka. Die Archivdokumente bewahren nur knappe Information: Johannes Stieben, Mitglied der KPdSU(B) seit 1932, war bis zur Verhaftung Vorsitzender des Dorfsowjets Roshdestwenka. Wurde am 17. November 1937 verhaftet, konterrevolutionärer und terroristischer Spionagetätigkeit beschuldigt. Auf Beschluß des NKWD-Dreierausschusses vom 9. Januar 1938 erschossen.

Heinrich Ott war Leiter der Milchfarm des Kolchos und später ebenfalls Vorsitzender des Dorfsowjets Roshdestwenka. Als Grund zur Verhaftung diente seine angebliche Beteiligung an der Wühltätigkeit einer konterrevolutionären Organisation, Spionage- und Schädlingsarbeit. Durch einen Dreierausschuß am 13. Oktober 1939 zum Erschießen verurteilt. Schuldbeweise und Zeugenaussagen fehlen.

Es ist nicht leicht, nach den erhaltengebliebenen offiziellen Angaben, die Porträts, das Leben dieser Menschen und ihre Tätigkeit wiederherzustellen.

Jahrzehnte sind ins Land gegangen, vieles hat sich in unserem Leben geändert, in Roshdestwenka sind neue Generationen von Einwohnern herangewachsen. Ob es dort noch Alteingesessene gibt, ob sich jemand an die in den Jahren der Stalinschen Willkür repressierten Dorfgenossen erinnert?

Diese Fragen führten mich nach Roshdestwenka. Es ist ein altes, noch in der Vorrevolutionszeit gegründetes Dorf, das in paar Jahren sein 100jähriges Jubiläum feiern wird.

Mein erster Besuch galt dem heutigen Vorsitzenden des Dorfsowjets Roshdestwenka Jakob Wagner. Ein Vertreter der Nachkriegsgeneration, ist im Dorfe aufgewachsen und war noch vor kurzem Lehrer in der örtlichen Schule. Selbst kennt er die Repressierten nicht, dafür machte er mich mit mehreren Alteingesessenen des Dorfes bekannt, vor deren Augen schon ein längeres Leben vorbeigezogen ist.

Einer von ihnen ist Johann Helm. Er und seine Frau Emilie genießen schon längst den Ruhestand und leben in einem geräumigen und gepflegten Eigenheim.

„Ja, ich erinnere mich gut an die Zeit, als die Menschen aus unserem Dorf geholt und als Volksfeinde erklärt wurden. Wir lebten damals alle in Angst, denn das Schicksal konnte einen beliebigen von uns schuldlos treffen", sagte er.

„Abends, wenn von Akmolinsk (heute Zelinograd) her ein Reiter sichtbar wurde, brachen die Frauen sofort in Tränen aus, denn NKWD-Leute kamen nicht von ungefähr. Ihr Besuch bedeutete, daß am nächsten Morgen wieder einer der Dorfbewohner unter bewaffneter Begleitung in die Stadt befördert wird", fügte Frau Emilie hinzu. „In den Jahren 1937/38 wurden in unserem Dorf über 40 Mann geholt", fährt Johann Helm fort. „Kein einziger ist wieder zurückgekehrt..."

Stieben wurde von allen im Dorf Iwan Iwanowitsch gerufen. Er war zusammen mit den ersten Umsiedlern aus dem Gouvernement Samara in die Steppe bei Akmolinsk gekommen. Gleich anderen Umsiedlern hegte er den Wunsch, die Armut zu überwinden. An Land fehlte es hier nicht. Es war aber alles andere als leicht, es zu erschließen, die Trockenwinde und Dörre versengten zuweilen die Saaten. Die Familie Stieben fristete auch weiter ein Armutsleben. Nach der Revolution schöpften die Menschen neue Hoffnung. Stieben beteiligte sich am Bürgerkrieg und errichtete die Sowjetmacht in seinem Heimatdorf. Er war ein ehrlicher und bescheidener Mensch. Die Dorfbewohner brachten ihm Achtung entgegen und wählten ihn zum Vorsitzenden des Dorfsowjets. Auch Stieben hatte auch Mißgönner. Er wurde verhaftet, als er schon ein Sechziger war. Dann wurde auch sein Sohn Jakob, Direktor der örtlichen Schule, abgeholt.

Zum Schluß unseres Gesprächs sagte Helm: „In unserem Dorf lebt der Adoptivsohn von Stieben — Heinrich Philippi. Er könnte ihnen mehr erzählen."

Heinrich Philippis Schicksal war kein leichtes. Er wurde von vielen Schwierigkeiten im Leben auf die Probe gestellt. Zur Zeit ist er schon mehrere Jahre im Ruhestand. Von seinem Stiefvater erzählte er mit viel Herzenswärme: „Als Stiebens Frau gestorben war, heiratete er meine Mutter. Sein Sohn Jakob und ich waren Altersgenossen. Iwan Iwanowitsch erklärte uns: ‚Die Sowjetmacht braucht gelernte Menschen. Ihr müßt studieren, Jungs.' Wir fuhren nach Leningrad und bezogen das Pädagogische Technikum mit Unterricht in Deutsch. Der Vater unterstützte uns beständig materiell. Jakob kehrte nach Beendigung des Technikums in das Heimatdorf zurück. Ich jedoch wurde sofort nach den Abschlußprüfungen festgenommen, der Zugehörigkeit einer konterrevolutionären Organisation beschuldigt und in ein Lager für Häftlinge abtransportiert. So verbrachte ich dort all die Jahre bis Kriegsende. Was ich alles erleiden und erdulden mußte, ist schwer zu beschreiben. Dabei unschuldig. Ich wußte überhaupt nichts von einer konterrevolutionären Organisation. Ebenso wie auch Iwan Iwanowitsch und sein Sohn Jakob. Wir wurden einfach verleumdet."

Auch eine weitere Zusammenkunft half mir, das Porträt des Kommunisten Johann Stieben zu präzisieren. In Romanowka, dem Nachbardorf von Roshdestwenka, führte mich der Zufall mit Johann Burbach, dem früheren Zootechniker des Sowchos, heute Rentner, zusammen. Er ist in Roshdestwenka aufgewachsen und lebte dort viele Jahre. Burbach erinnert sich gut an die Jahre der Kollektivierung und an die Zeit der Stalinschen Repressalien. Er kennt auch Stieben.

„In unserer Familie gab es 14 Geschwister", erzählt Burbach, „aber wir lebten nicht schlecht, wir arbeiteten von früh bis spät. Wir hatten ein Haus, ein Pferdegespann, Ochsen und eine Getreidescheune. Unsere Familie wurde als eine Kulakenfamilie qualifiziert, Haus und Vermögen wurden beschlagnahmt. Wir blieben obdachlos, ohne eine Stück Brot, und das in einer Hungerszeit. Wir bettelten in Dörfern, vermieteten uns als Hirten. Unser jüngster Bruder David war schon ganz schwach. Die Mutter verstand, daß er sterben wird, wenn es so weiter geht, und beschloß, den Jungen zu ihrer Schwester nach Akmolinsk zu schicken. Doch zu Fuß hätte er es nicht geschafft, eine Fuhre gab es jedoch nicht. Die Mutter wandte sich an den Vorsitzenden des Dorfsowjets Johann Stieben, er solle doch, wenn er wieder einmal in die Stadt fährt, den Jungen mitnehmen, sonst ist's mit dem Kerlchen aus. Stieben zögerte einen Augenblick, weil er wußte, was ihn erwartet, wenn jemand ihn wegen Mitleid mit den Kulaken anzeigt. Doch dann sagte er kurz entschlossen: ‚Ich fahre morgen. Kommt auf den Weg hinter dem Dorf. Wir werden schon sehen, wie es sich machen läßt.'"

Wir brachten David hinters Dorf. Etwas später wurde die Fuhre sichtbar. Stieben hielt die Pferde an, vergewisserte sich rasch, ob ihn niemand beobachte, und nahm den Jungen zu sich auf die Fuhre.

Man kann sagen, daß er David damals das Leben gerettet hat, denn im Dorf raffte der Hunger die Kinder nur so weg. Übrigens war David später viele Jahre lang Direktor des Sowchos „Krasnojarski". Ihm wurde der Titel Held der Sozialistischen Arbeit verliehen. Vor einigen Jahren ist er gestorben."

Es gelang mir, auch über Heinrich Ott spärliche Kenntnisse zu sammeln. Er war viel jünger als Stieben, ist in Roshdestwenka geboren und aufgewachsen. Er löste Stieben auf dem Posten des Vorsitzenden des Dorfsowjets ab. In Roshdestwenka lebt heute noch der Bruder von Heinrich Ott — Jakob. 1938 war Jakob 16 Jahre alt. Er erinnert sich noch gut daran, daß sein Bruder ein Dorfaktivist war und in der Roten Armee diente. In sein Heimatdorf kehrte Heinrich 1932 zurück und begann im Kolchos zu arbeiten. Er war ein energiegeladener Mensch, befaßte sich mit Selbstbildung, beteiligte sich aktiv an der Durchführung sämtlicher Maßnahmen der Sowjetmacht. Von der Richtigkeit der Repressivmaßnahmen der NKWD-Organe zutiefest überzeugt, forderte er seine Dorfgenossen mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit auf, Wachsamkeit zu bekunden und alle Volksfeinde auszurotten. Er konnte nicht einmal ahnen, daß knapp ein Jahr nach Stiebens Verhaftung er selbst ein Opfer der Willkür werden wird. So sah die grausame Wirklichkeit jener Jahre aus.

Ich suchte auch Sophie — die Frau von Heinrich Ott — auf. Sie ist eine Siebzigerin und erinnert sich. „Heinrich und ich heirateten 1934. Wir lebten getrennt von den Eltern und arbeiteten im Kolchos. Ich konnte die Unruhe nicht loswerden, als Heinrich Vorsitzender des Dorfsowjets wurde, denn die Arreste im Dorf dauerten fort. Ich hatte das Gefühl, daß dieses Geschick auch meinen Mann treffen wird. Eines Nachts im März kamen irgendwelche Uniformierten zu uns, verhafteten Heinrich, wühlten alle Sachen im Hause durcheinander, fanden aber nichts. Ich blieb mit zwei Kindern zurück. Einige Zeit später fuhr ich nach Akmolinsk, um etwas über meinen Mann zu erfahren. Doch ich brachte nichts zustande. Man weigerte sich auch, die für Heinrich mitgebrachten Sachen und Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Seitdem weiß ich von Heinrich nichts. Aber ich weiß, mein Mann war ein ehrlicher Mensch und mußte unschuldig leiden."

„Man braucht die Schuldlosigkeit der Einwohner von Roshdestwenka wie auch vieler Tausender anderer, die auf jemandes grausamen Willen hin als Volksfeinde gestempelt wurden, nicht anzuzweifeln. Denkt man über das Schicksal dieser ehrlichen und der Sowjetmacht treuergebenen Menschen nach, kommt man unwillkürlich auf den Gedanken. „Wer sind denn aber diejenigen, die dieses ungerechte Gericht ausübten, die die Menschen zu Tode verurteilten?" Zweifellos leben viele von ihnen neben uns und unter uns. Sie sind jetzt würdige, bescheidene und gutherzige Rentner, mit einem ruhigen und versorgten Alter. Ich möchte mal einem von ihnen in die Augen blicken und fragen, ob er denn keine Gewissensbisse verspüre.

Leonid BILL,
Korrespondent
der „Freundschaft"

Achtung: Ein Problem!

Am Rand des Geschäftszusammenbruchs

befindet sich das einzige Kondensatorwerk Ust-Kamenogorsk unseres Landes, das Kraft- und Ofenkondensatoren herstellt. Ab Jahresbeginn ist der Betrieb ohne Rohstoff, d. h. ohne imprägnierende Flüssigkeit, Kondensatorfolie und Papier geblieben, die früher das Ministerium für elektrotechnische Industrie- und Gerätebauwesen der UdSSR im Ausland kaufte.

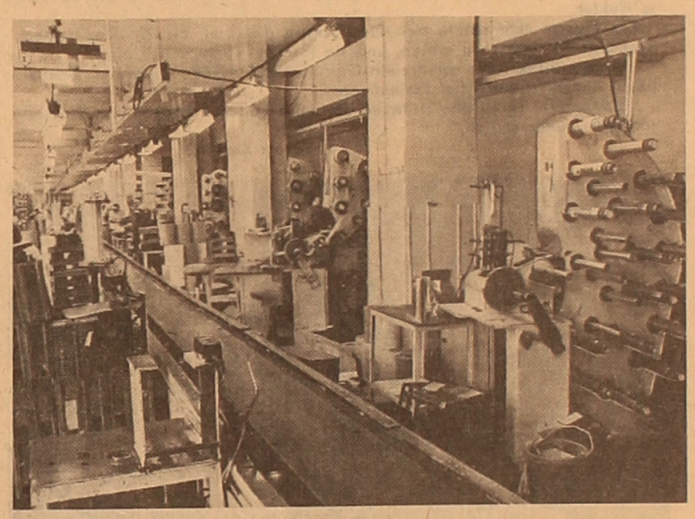
Für die Deckung der Bedürfnisse des Werks brauchte man in diesem Jahr Valutarubel. Leider ist aber das Ministerium nicht imstande, dieses Problem zu lösen.

Nachdem das Werk die staatlichen Reserven verbraucht hatte, wurde es, wie man sagt, auf Hungerrationen gesetzt. Allein in den letzten zwei Monaten lieferte der Betrieb seinen 5 000 Verbrauchern Produktion im Werte von 5 Millionen Rubel nicht. Der Schaden ist schwer zu bestimmen. Nach den bescheidensten Einschätzungen aber machen sie wegen Elektroenergieverlusten der Überlandleitungen etwa 120 Millionen Rubel aus. Die Betriebe, denen noch vor kurzem das Werk Kondensatoren lieferte, werden gezwungen sein, sie bei den Auslandsfirmen für Valuta zu kaufen, was schon zehnmal teurer sein wird.

Verluste, Verluste, Verluste... Das Ministerium schickt auf die alarmierenden Telegramme und Briefe nur Beruhigungsantworten. Das Werk hat aber für den Juli nichts, um sich mit den Arbeitern zu verrechnen.

Unsere Bilder:
Immer schwerer fällt es dem Chefingenieur des Werks Michail Chachul, auf die Fragen der Arbeiter zu antworten;
Spürbar hat sich die Montageabteilung entvölkert. Die Kondensatorerzeuger sind mit der Hilfsarbeit beschäftigt.

Fotos: KasTAG



Die Weiden rücken näher

Den Weg zu den Sommerweiden des Tals Sary-Arka zu kürzen, wird den Viehzüchtern des Gebiets Dshambul die 300 Kilometer lange Fernverkehrsstraße helfen, die durch die Wanderdünen führen wird. Die Bauarbeiter haben die Errichtung des ersten 50 Kilometer langen Abschnitts vom Dorf Ulanbel in die Tiefe der Wüste Betpak-Dala vollendet.

Das Fehlen eines geraden Weges zum Territorium des Nachbargebiets Dsheskasgan, wo die Einwohner des Gebiets Dshambul Weidenflächen in Pacht genommen haben, erschwert schon viele Jahre lang die Nomadenviehzucht. Ein großer Teil von Schafen und Rindern wird mit der Eisenbahn durch einen langen Umweg von der Station Talas bei Dshambul bis zur Station Aktai bei der Stadt Karashal gebracht. Dazu bestellen die Agrarbetriebe der sieben Rayons des Gebiets bei den Eisenbahnern jedes Jahres etwa 3 000 Waggons. In diesem Frühjahr machte den Viehzüchter dieses Problem besonders zu schaffen. Der Monopolbesitzer der Eisenbahn — das Unionsministerium für Verkehrswesen — hob auf einen Schlag um das Zehnfache den Tarif für den Viehtransport, ohne seine Kunden im voraus darüber informiert zu haben.

Die Agrarbetriebe sagten sich von den Dienstleistungen der Eisenbahn los und trieben selbst das Vieh um, das sind etwa 150 000 Schafe und über 4 000 Rinder. Die Strapazen des paar Wochen langen Übergangs betrafen vor allem die Menschen.

Die Inbetriebnahme der neuen Fernverkehrsstraße wird die Möglichkeit geben, für das Weiterziehen den Autotransport auszunutzen, und wird vielfach die Bedingungen des Fußübergangs zu den Weiden erleichtern.

(KasTAG)

„Manchmal scheint mir, daß ich im Leben überflüssig bin..."

Beichte eines ehemaligen Afghanistankämpfers

Jakob Neufeld war in Afghanistan.

Er ist 29 und arbeitet als Viehzüchter im Kolchos „30 Jahre Kasachische SSR", Gebiet Pawlodar.

1982 wurde Jascha Neufeld zum Wehrdienst einberufen. Mit Afghanistan kam er zum ersten Mal in Samarkand in Berührung, wo er in dem sogenannten „Antipesttrupp" diente. Jakobs Aufgabe war hier nicht kompliziert: Er hatte mit einer Desinfektionsflüßigkeit Särge zu bearbeiten. Jakob desinfizierte aber auch die Kleidung derjenigen, die das Glück hatten, aus der afghanischen Hölle auf Krankentragen in der Heimat angelangt zu sein. Ihnen war es schnuppe, daß sie in ihren geschwächten Körpern Typhus, Pest, Ruhr mitgebracht hatten. Die Hauptsache war, daß sie nun endlich alles hinter sich hatten. Mit solchen mageren, bleichen „Glückspilzen" waren damals alle Kriegslazarette in Samarkand, Aschchabad und Taschkent vollgestopft. Diese Burschen waren wirklich glücklich: Sie brauchen nicht mehr, zu schießen und niemand schoß auch auf sie; sie lagen nicht unter der Erde, sondern in Krankenbetten.

Jakob hatte viel Arbeit. Die Transportflugzeuge kamen Tag und Nacht an: Sie brachten Kranke, Verwundete und die Särge mit, die im Soldatenslang „Konserven" hießen.

Ein Jahr später schickten die Militärbehörden den Sergeanten Neufeld ins fremde Land, um dem afghanischen Brudervolk Hilfe zu leisten. In Afghanistan hielt Jakob in der Hand kein lächerliches Spritzgerät mehr, sondern den Griff eines schweren MG. Dicke Wände des Panzerwagens gaben ihm sicheren Schutz vor den Kugeln der Feinde. Das Regiment, in dem Jakob diente, war 80 Kilometer weit von Kabul stationiert und kontrollierte den Gebirgspaß Panscher. („Panscher" heißt auf Persisch „Fünf Löwen"). Die sowjetischen Truppen nahmen den Gebirgspaß den Duschmanen weg, denn er war von einem großen strategischen Wert. Diese zu beiden Seiten von Bergen geschützte Schlucht führte nach Pakistan.

„Die Bande eines gewissen Achmedschah hatte Panscher in ihren Händen. Achmedschah hat von dort eine Einheit der Zarandoi verdrängt, die den Gebirgspaß früher unter ihrer Kontrolle hielt."

„Was ist eigentlich die Zarandoi?" fragte ich Jakob.

„Die Militärpolizei der afghanischen Regierung. Sie war unsere Verbündete im Krieg gegen die Duschmanen. Aber ehrlich gesagt, bestand sie aus richtigem Gesindel, diese Zarandoi. Alle gefangenen Banditen, die gewiß keine besonders großen Vergehen vor der Regierung hatten, wurden zur Umerziehung in die Zarandoi geschickt. Ein halbes Jahr lang exerzierten sie unbewaffnet unter Aufsicht und Befehl der afghanischen Offiziere, die Militärschulen in unserem Lande absolviert hatten. Benahmen sich diese Rekruten ‚artig', so bekamen sie Gewehre. Die meisten von ihnen erwarteten diese Stunde mit viel Ungeduld, um sich bald darauf aus dem Staub zu machen. Sie flohen dann ins Gebirge. Gott behüte uns vor allen Alliierten, und unsere Feinde bewältigen wir selbst", schlußfolgerte Jakob ironisch.

„Warum taten sie aber so? Gefiel es ihnen in der Regierungsarmee etwa nicht?"

„Ach, Mensch, als oberster Befehlshaber gilt für sie derjenige, der aus dem Koran vorliest — der Mulla. Wenn der Mulla sagt: ‚Schießt!', so werden sie schießen. Und wenn er befiehlt: ‚Legt euch nieder!', so werden sie seinem Befehl gehorsam folgen und liegenbleiben, so lange es ihr Mulla will."

Ein halbes Jahr lang diente Sergeant Jakob Neufeld auf dem Gebirgspaß Panscher. Die Mannschaft, zu der er gehörte, war in Winterzelten untergebracht. Sechs Monate lang dauerte Jakobs Leben im Maul „der Fünf Löwen", obwohl das Wort „Leben" hier am wenigsten paßt: Ständige Nervenanstrengung, Angst vor feindlichen Kugeln verließen niemanden Tag und Nacht.

Zum ersten Mal verspürte Jakob den Hauch des Todes bei einem nächtlichen Beschuß des Lagers. Um die Zelte herum explodierten Geschosse. Alle sprangen im Nu heraus.

„Neufeld, zum Panzerwagen! Auf diese da — Feuer!" schrie der Fähnrich. Jakob lief zum Panzerwagen, kroch hinein, bereitete das Maschinengewehr zum Schießen vor.

Wohin schießen? Auf wen schießen? Kein Teufel war zu sehen."

Nach dem Beschuß spürte Jakob Feuchtigkeit an seinem rechten Fuß. Er dachte, das wäre Wasser.

„In der Hektik hab ich gar nicht gespürt, das eine Kugel mir mein rechtes Bein durchbohrte. Das war meine Feuertaufe bei den Duschmanen. Später bekam ich 80 Rubel Entschädigung dafür."

„Und wieviel Geld erhielst du in Afghanistan monatlich?"

„23 Rubel. Plus soviel in der Sowjetunion auf mein Sparbuch. Die Soldaten bekamen nur sieben Rubel. Am meisten verdienten unsere Offiziere — ein dreifaches Gehalt in Afghanistan und ein zusätzliches zu Hause. Insgesamt machte das monatlich 700 bis 1 000 Rubel aus."

„Was konntest du dort für dein Geld kaufen?"

„O, recht vieles! In den dortigen Läden wurde alles verkauft, was das Herz begehrte: Japanische Kassettenrekorder und Uhren, amerikanische Jeans und T-Shirts aus Hongkong. Das Angebot an Lebensmitteln war dort damals größer als gegenwärtig bei uns im Kolchos. Du kannst es mir glauben."

„Hattest du keine Angst, in den afghanischen Läden zu kaufen?"

„Allein — ja, zu zweit oder zu dritt — nein. In den Dukans — afghanischen Kaufläden — verständigten wir uns mit den Verkäufern durch ein paar Brocken Afghanisch und konnten alles ohne Bange kaufen. Aber draußen, auf den Straßen, mußten wir achtgeben und sehr vorsichtig sein. Wünschenswert war allerdiengs, davon abzusehen, denn es gab bereits schlimme Erfahrungen. Manche Soldaten hatten zum Beispiel an einer Ecke eine Uhr oder ein Kofferradio gekauft. Preiswert! Am nächsten Tag aber explodiert plötzlich dieses Ding und riß dem Pechvogel einen Arm oder, noch schlimmer, den Kopf ab. Der Mann hat keine Rübe mehr, und der Bandit kriegt von Allah ein Plätzchen im Paradies reserviert. Sie hießen uns Schurawi, das heißt „Untreue", „Nichtmuslems". Für einen „Schurawikopf" versprach der Mulla jedem Duschmanen den Ablaß aller Sünden. Das war ein guter Stimulus."

Zum zweiten Mal kam Jakob mit dem Tod beim Begleiten eines Transportes mit Munition in Berührung. Die Kolonne von Lastkraftwagen fuhr an einem Weinberg vorbei. Plötzlich donnerte es, und ein Tankwagen geriet in Brand. Es wurde heftig geschossen — vom Weinberg aus. Jakob Neufeld kämmte das grüne Quadrat mit seinem MG durch. Nach einer halben Stunde kamen unsere Kampfhubschrauber angeflogen und entschieden das Geplänkel. Als der Kampf aufhörte, fanden unsere Soldaten im Weinberg 26 Leichen und einen Schwerverwundeten. Neben den Toten lagen Waffen amerikanischer und chinesischer Produktions. Unter den Toten gab es auch zwei Jungen.

„Phanatiker! Sie haben zu Angriffen auch ihre Kinder mitgenommen."

„Jakob, woran hast du gedacht, als du auf diese Menschen geschossen hast?"

Jakob überlegte.

„Das Wichtigste im Krieg ist, am Leben zu bleiben."

„Hast du die Toten gesehen?"

„Nein. Ich durfte nicht den Wagen verlassen. Hätte ich es gedürft, so wäre ich nicht hingegangen. Bis heute noch kann ich das Blut nicht ertragen, allein bei einem Anblick wird's mir schwindelig."

„Empfandest du Haß gegenüber den afghanischen Aufständischen?"

„Nein."

„Und wie verhielt sich die afghanische Bevölkerung zu euch?"

„Ausgesprochen mißtrauisch. Die Erwachsenen bemühten sich, uns nach Möglichkeit zu meiden. Aber ihre Kinder waren unsere besten Freunde in diesem Land. Sie kamen zu uns ohne Angst und erbaten sich von uns allerlei Kleinigkeiten. Vor den Erwachsenen aber mußten wir immer auf der Hut sein."

Jakob wohnt zusammen mit seinen pensionierten Eltern. Die Neufelds besitzen ein Dreizimmerhaus. Eine Stube darin gehört Jakob. Mein Gastgeber deckte inzwischen den Tisch: eingemachte Früchte, Teller mit Konfekt und Butter, Teetassen. Dazwischen — ein Samovar, glänzend und würdig wie ein General. Wir trinken Tee.

„Willst du keine eigene Wohnung haben?" fragte ich. „Du darfst ja eine Wohnung beanspruchen."

„Früher hab ich mich darum nicht gekümmert. Aber die Zeiten ändern sich. Jetzt ist es eine ganz andere Sache. Ich ging zu Streif, unserem Kolchosvorsitzenden, und bat ihn darum. Er sagte mir, im Kolchos gebe es zur Zeit keine freien Wohnungen. Aber ich weiß genau, daß er etwa zehn Wohnungen als Köder für Fachleute parat hält. Für die einen haben sie Wohnungen, für mich aber keine! Ich mag nicht, wenn man lügt. Nach der Entlassung aus der Armee habe ich das vom Kolchosvostand versprochene ‚Soldatengeld' nicht bekommen, und nun wollen sie mir auch keine Wohnung geben. Sie sagen: ‚Du warst nicht aus Konstantinowka, sondern aus Uspenka, dem Rayonzentrum, einberufen worden'."

„Erklär bitte, was ist Soldatengeld?"

„Vor einigen Jahren wurde im Kolchos beschlossen, daß die Burschen, die zur Fahne gehen und nachher ins Dorf zurückkehren, 25 Prozent ihres Durchschnittslohnes gezahlt bekommen werden, solang sie ihren Militärdienst ableisten. Du kommst heim und bleibst hübsch zu Hause. Mir aber wurde von diesem Geld keine einzige Kopeke zuteil. Na hab's der Teufel!

Die Absagen und Lügen im Kolchosvorstand haben mich damals stark aufgebracht. Ich sagte dem Kolchosvorsitzenden: „Geben Sie mir eine normale Wohnung, ich hab vor kurzem geheiratet, ich war ja auch in Afghanistan. Streif hat zurück gebrummt: ‚Ich hab dich dorthin nicht geschickt.' Das brachte mich so furchtbar auf, daß ich mir auch das Maul voll nahm: ‚Solchen Dickwänsten wie Sie wäre dort ganz schlimm gegangen: Sie wäre eine prima Zielscheibe für die Duschmanen gewesen."

„Mensch, ich bin in Afghanistan sehr kribbelig geworden, hab meine Nerven mächtig abstrapaziert. An der Militärschule in Aschchabad hatte ich zum Beispiel einem Oberleutnant gut die Schnauze poliert."

„?!"

„Eine banale Geschichte. Unser Zug hatte einmal Politunterricht. Der Zugleiter — unser Oberleutnant — las der Mannschaft die Leviten. Wir Sergeanten saßen auf Hinterbänken und unterhielten uns leise. Plötzlich sprang unser ‚Oberleut' auf und schrie wie ein Besessener: ‚Du Faschist, du, hör' auf zu quatschen!' Teufel noch mal! Ich ging auf den Kerl zu und knallte ihm eine ab. Der ist sofort in die Politabteilung gerannt. Alle guckten mich besorgt an. Jetzt soll was Schlimmes passieren. Schon früher konnte unser ‚Oberleut' mich nicht leiden, er hat mich immer nicht anders als ‚du Preuße' angesprochen.

Nach einer halben Stunde wurde ich in die Politabteilung zitiert und hab dort Männchen gemacht. Unser Politmajor spazierte um mich herum.

‚Genosse Sergeant, wofür haben Sie Ihren Kommandeur geschlagen?' wollte er wissen.

Ich melde, für so und so.

Der Major blieb nachdenklich stehen, zwei Minuten später ließ er mich abtreten. Nachher mußte sich unser ‚Oberleut' bei mir für den ‚Faschisten' entschuldigen!"

„Haben die Soldaten dich auch ‚Faschist' geschimpft?"

„Nein, niemals. Anfangs wurde ich ein bißchen gedroschen, aber nicht wegen meiner Nationalität, sondern weil ich noch ‚grün' war. In der Armee ist es ja üblich: Die ‚Alten' spannen die ‚Grünen' ein."

„Aber wie endete die Geschichte mit der Wohnung?"

„Eine Woche später fuhr ich nach Uspenka ins Rayonparteikomitee. Erzählte den Leuten dort alles von meiner Plage mit der Wohnung. Sie hörten mir aufmerksam zu und sagten: ‚Fahr heim, am Montag werden wir dein Problem schon lösen. Die Antwort erhälst du im Kolchosvorstand.'"

Ich warte also eine Woche, und auch die zweite. Kein Teufel lädt mich ein. In der dritten Woche rufe ich das Rayonparteikomitee an. Und dort gibt man mir den Rat: ‚Ziehe aus dem Dorf fort, lieber Jakob Neufeld. Wir haben mit deinem Kolchosvorsitzenden gesprochen und er ist mit dir höchst unzufrieden.'

Immer doller! Ich zum Rayonwehrkommando hin — die Leute dort konnten mir auch nicht helfen. Auch die Afghanistan-Medaille half mir nicht. Von da an hatte ich lauter Unannehmlichkeiten. Auf der Arbeit hatte ich viel Ärger mit meinem Chef. Der hat es mir krumm genommen, daß ich mich im Rayonzentrum über unsere Dorfobrigkeit beklagt hatte: ‚Bist wohl klüger als die anderen?'

Einen uralten Traktor hatte er mir gegeben. Er schiebt an mich immer altes Gerümpel ab und fordert von mir dabei gute Leistungen! Ich möchte aber einen neuen „Kirowez"-Schlepper. Die neue Technik bekommen bei unserer Vetterwirtschaft nur ‚Privilegierte'. Es stimmt: Ein Unglück kommt selten allein. Meine Frau hat mich verlassen. Ich konnte keine Wohnung kriegen, habe keine anständige Arbeit, nur lauter Ärger. Darum ist sie fortgegangen... Die Menschen haben mich sehr enttäuscht, hab zu trinken begonnen. Meine Vorgesetzten warfen mich von einer Arbeitsstelle auf eine andere wie einen Ball. Ich mußte als Heizer, als Hirt, als Lastträger arbeiten. Aber ich bin doch Traktorist und will es auch bleiben!

Oft bekomme ich zu hören: ‚Du bist ein Irrer und ein Saufbold. Man darf dir keine gute Technik anvertrauen.' Aber von solch einem Leben werde ich wirklich bald irr. Ich habe meine Nervenruhe auf dem Gebirgspaß ‚Fünf Löwen' zurückgelassen. Den Rest haben mir allerlei Wartezimmer unserer Funktionäre genommen! Sie mögen es direkt, daß andere vegetieren! Mein Bruder und ich wollten etwas Land pachten, Kälber zu masten. Der Kolchos gibt aber niemandem Land. Die Leitung hat Angst, daß die Leute den Kolchos auseinanderschleppen, und daß sie dann niemanden befehligen werden."

„Jakob, was erwartest du vom Leben?"

„Was ich erwarte? Mein Wunsch ist, einen neuen Traktor zu fahren, eine Wohnung mit Badezimmer zu bekommen... Ich wünsche, geachtet und akzeptiert zu werden, möchte eine gute, arbeitsame und treue Frau haben... Manchmal scheint mir, daß ich im Leben überflüßig bin. Und ich möchte es nicht sein. Ich habe in Afghanistan gekämpft und geglaubt, daß es für ein besseres Leben so sein müsse. Dort hat man mich auch durchlöchert. Guck mal her."

Jakob krempelte das rechte Hosenbein auf und zeigte mir zwei rosa ovalförmige Narben, etwa zehn Zentimeter über dem Knöchel.

„Da war die Kugel reingeflogen und hier — rausgekommen. Meine beiden Beine waren auch von Granatsplittern durchlöchert worden. Mensch, ich kämpfe ja nicht für die Wohnung. Ich möchte nur, daß alles gerecht zugeht. Als ich noch keine Wohnung forderte, nannten sie mich einen ‚afghanischen Helden', ein ‚Vorbild für unsere Jugend'. Man brachte mir sogar nach Hause Blumen, zwei Kilo frische Gurken, zwei Kilo Tomaten, vier Kilo Fleisch und zwei Kilo Buchweizen. Das gab's nur zweimal: Zum Tag der Sowjetarmee und zum Tag des Sieges. Aber als ich eine Wohnung wollte und mit den Behörden zu streiten anfing, war's mit dieser ganzen Gurken- und Tomatenaufmerksamkeit aus. Freilich bekomme ich als Kriegsveteran im Laden Sonderverpflegung. Zweimal kaufte ich Butter für dreieinhalb Rubel das Kilo. Für alle Kolchosbauern kostet ein Kilo Butter 7,8 Rubel. Käse und Tee bekam ich auch. Vor Neujahr konnte ich drei Kilo Bonbons kaufen. Zur Zeit gibt es in unserem Laden überhaupt keine Süßigkeiten mehr. Und uns ‚Veteranen' gibt man Bonbons, um unser Leben zu ‚versüßen'...

Meine Freunde sagen mir oft, ich soll nach Deutschland gehen... Aber wer braucht mich dort? Ich will in meiner Heimat leben und auf meiner eigenen Scholle arbeiten. Wer braucht mich aber hier?..."

Befragt und aufgezeichnet von

Igor TRUTANOW,
Korrespondent
der „Freundschaft"

Aus aller Welt

PANORAMA

Australiens Grüne wurden zu einer unüberhörbaren politischen Kraft

Umweltorganisationen haben sich innerhalb der letzten 15 Jahre in Australien zu einer beträchtlichen politischen Kraft entwickelt. Die fünf wichtigsten Organisationen — Greenpeace, World Wildlife Fund, Australian Conservation Foundation, Wilderness Society und Friends of the Earth — verfügen heute über 115 000 eingetragene Mitglieder, vor fünf Jahren waren es 33 000, und um ein vielfaches an Anhängern und Sympathisanten. Sie sind inzwischen in zahlreichen Parlamenten Australiens vertreten und auf der Insel Tasmanien bilden sie gemeinsam mit der Labor Party die Regierung dieses Bundesstaates.

Geführt werden die Umweltorganisationen von jungen Akademikern, denen insgesamt 150 vollbeschäftigte und hunderte teilzeitbeschäftigte und freie Mitarbeiter zur Seite stehen. Die fünf Organisationen verfügen in diesem Jahr über ein Budget von zwölf Millionen australischen Dollar, das sich aus Mitgliedsbeiträgen, Spenden und Stützungen der Regierung zusammensetzt. Nicht unbeträchtlich sind auch die Mittel, die aus organisationseigenen Umweltshops kommen, in denen ökologisch alternative Materialien, Nahrungsmittel, Poster, Andenken und Literatur vertrieben werden.

Die führenden Kräfte der Umweltorganisationen sind überdies gefragte Referenten auf Konferenzen und Seminaren selbst in großen Unternehmen, die sich dadurch ein „grünes Image" zu verschaffen hoffen. Durch ihr beträchtliches Spezialwissen sind sie auch in den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten und in der Hauptstadt heute zu unentbehrlichen und einflußreichen Konsultanten in allen relevanten Fragen geworden. Der „Australian" meint, Einfluß und Kenntnis der Grünen reiche soweit, daß man entscheidende politische Informationen heute nicht mehr nur in Canberra einholen müsse, sondern sie ebenso sicher in Sydney oder Melbourne erhalte, wo die Zentralen der meisten Umweltorganisationen ihren Sitz haben.

Die Umweltorganisationen sind sich über ihre wachsende politische Bedeutung klar. Selbstbewußt erklärt der Geschäftsführer der Australian Conservation Foundation, Paul Rutherford: „Wir haben Zugang zu Ministern der Bundesregierung und der einzelnen Staaten und wir verstehen es dennoch, diese Beziehungen mit Protestaktionen für unsere Ziele zu verbinden." Ebenso geschickt agierten die grünen Politiker bei der Schaffung von Zweckbündnissen mit anderen Organisationen zur Durchsetzung ihrer Ziele, so mit dem Farmerverband im Kampf gegen die Bodenerosion oder mit der Eisenbahnergewerkschaft bei der Schaffung ökologisch verträglicher Verkehrslösungen.

In immer stärkerem Maße muß die australische Labor-Regierung den Forderungen der Umweltorganisationen Rechnung tragen, finden ihre Vorschläge Berücksichtigung in Gesetzen und bei der Bereitstellung von Mitteln für den Umweltschutz. Allein für die Bekämpfung der Bodenerosion stellt die Regierung Bob Hawke in dieser Dekade 320 Millionen A-Dollar zur Verfügung, sie unterstützt ein Programm, das die Neuanpflanzung von einer Milliarde Bäume bis zum Jahr 2000 vorsieht. Canberra verabschiedete außerdem ein Gesetz, daß die Verwendung von ozonschädigenden Treibgasen bis Ende dieses Jahres verbietet. In Vorbereitung ist eine Bestimmung, die in Zusammenarbeit mit den einzelnen Bundesstaaten für das ganze Land einheitliche Standards für die Wasser- und Luftqualität sowie eine Höchstgrenze der Geräuschbelästigung festlegt. Zugestimmt hat die Regierung auch der Schaffung eines nationalen Forschungs- und Entwicklungszentrums für Boden, Gewässer und Forsten sowie einem Forschungsprogramm für neue und alternative Energieerzeugung.

„Asiens Zigarettenkriege" — diese Überschrift trug die populäre Honkonger Wochenschrift „Fär Eastern Economic Review" auf das Titelblatt heraus.

Das Problem, das von der Wochenschrift behandelt wird, ist für viele Ländern Asiens aktuell. In den USA und in Westeuropa, so die Zeitschrift, machte sich in den letzten Jahren die Tendenz zum Herabsinken der Zahl der Rauchenden bemerkbar, in Asien jedoch vollziehen sich direkt entgegenlaufende Prozesse. In Thailand, Indonesien, Malaysia, in den Philippinen und in anderen Ländern läßt sich sowohl eine zunehmende Sterblichkeit infolge des Tabakmißbrauchs als auch ein bedeutend herabsinkendes Alter der Rauchenden beobachten. Hier kann man sogar Kinder mit Zigaretten antreffen.

Die Zeitschrift schlußfolgert, daß dieser negative Prozeß zumindest auf zwei Ursachen zurückzuführen ist. Erstens ist es das niedrige Lebensniveau eines Teils der Bevölkerung in den Ländern Asiens, besonders auf dem Lande. Die Schwierigkeiten des Alltags fördern in der Regel nicht das Aufgaben schädlicher Gewohnheiten. Zweitens suchen die Tabakgesellschaften im Westen, die auf ihren Binnenmärkten gewisse Verluste „kassieren", nach Absatzmöglichkeiten im Ausland. Die Länder Asiens stellen in dieser Hinsicht einen fruchtbaren Boden dar. Ein Opfer der Werbung für den „grauen Drachen" aus Übersee wird oft die heranwachsende Generation des asiatischen Kontinents...

Foto: TASS

Vereinigung und... Garantien der Sicherheit

Die Vereinbarung zwischen M. S. Gorbatschow und H. Kohl über die volle und unbegrenzte Souveränität eines vereinten Deutschlands sowie über dessen Recht, frei und selbständig über die Bündniszugehörigkeit zu entscheiden, haben natürlich weder in der Sowjetunion noch in anderen Ländern eine eindeutige Reaktion ausgelöst. Wird die Sicherheit auf dem Kontinent nach der Vereinigung der DDR und der BRD gewährleistet werden? Welche Sicherheitsgarantien werden die UdSSR und andere Staaten haben? Diese Probleme bewegen heute viele Menschen.

Um diese Fragen zu beantworten, muß man, wie es scheint, sowohl die Situation, die sich unmittelbar vor dem Besuch des BRD-Bundeskanzlers in der UdSSR herausgebildet hatte, als auch die während des Besuches angenommenen gemeinsamen Beschlüsse betrachten. In erster Linie sollte man in diesem Zusammenhang die in London angenommenen NATO-Beschlüsse hervorheben, die den Weg zu einer sicheren Zukunft des ganzen europäischen Kontinents ebnen. Der nordatlantische Pakt reagiert auf Herausforderungen der Zeit und fängt an, sich in Beantwortung entsprechender Schritte der Sowjetunion und des Warschauer Vertrages in Richtung der Politisierung zu bewegen sowie seine Strategie und Militärstrukturen zu überprüfen. Begonnen wurde mit der Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen und der Zusammenarbeit mit den Mitgliedsstaaten des Warschauer Vertrages. Eine gemeinsame Erklärung der NATO und der Warschauer Vertragsstaaten über den Verzicht auf die Gewaltanwendung soll dies fixieren. Deshalb kann man wohl davon ausgehen, daß die künftige Kombination — neues Deutschland in einer neuen NATO — keine Gefahr für die Sowjetunion darstellen wird.

Was die beiden deutschen Staaten betrifft, so sind deutliche Zeichen dafür vorhanden, daß beide dem Frieden treu ergeben sind und der Aufbauprozeß der deutschen Einheit auf demokratischer Grundlage verläuft. Darüber hinaus verfügt unser Land über ein genügendes Verteidigungspotential, um einen jeden möglichen Aggressor zur Besinnung zu bringen, welchen militär-rechtlichen Status das Territorium der gegenwärtigen DDR auch erlangen mag.

Bei den Verhandlungen in der Sowjetunion wurden Vereinbarungen erzielt, die für die europäische Stabilität und Sicherheit wichtig sind und unmittelbar die militärpolitischen Aspekte der deutschen Vereinigung betreffen. Gelöst wurde das Problem der Personalstärke der Streitkräfte des künftigen Deutschlands, das uns viele Sogen bereitete. Die BRD-Regierung äußerte die Bereitschaft, während der Wiener Verhandlungen eine Verpflichtung zu übernehmen, wonach die Personalstärke der Bundeswehr und der NVA der DDR von mehr als 600 000 bis auf 370 000 Mann zu reduzieren ist. Das soll nicht nur die Erzielung von Vereinbarungen bei den Wiener Verhandlungen über konventionelle Streitkräfte in Europa beschleunigen, sondern auch die Tagesordnung der Verhandlungen erweitern.

Geklärt wurden auch andere wichtige Fragen. Ein geeintes Deutschland wird auf Herstellung, Besitz und Verfügung über ABC-Waffen verzichten und den Vertrag über Nichtweiterverbreitung von Nuklearwaffen weiter einhalten. Solange sowjetische Truppen in der Übergangszeit auf dem ehemaligen DDR-Territorium stationiert bleiben, werden die NATO-Strukturen nicht auf diesen Teil des Territoriums ausgedehnt. Später dürfen dann dort auch keine ausländischen Truppen und Atomwaffen stationiert werden.

Und schließlich noch ein wichtiges Moment. Fragen der gegenseitigen Sicherheit werden in einem allumfassenden und grundsätzlichen bilateralen Vertrag präzise geregelt, der zwischen der Sowjetunion und dem vereinten Deutschland geschlossen werden soll. Die Beziehungen zwischen unseren Staaten werden somit auf der Stabilität, der Berechenbarkeit und dem Vertrauen beruhen.

Wladimir TSCHERNYSCHOW
TASS-Kommentator

„Meine Hochschule war die Straße"

Der Grafiker Arno Mohr wird 80

Bis auf das erste der 80 Lebensjahre gehören sie alle Berlin, seiner Stadt an der Spree, in der er am 29. Juli ohne „Rummel" seinen Geburtstag begehen will. Arno Mohr scheut großen Bahnhof, selbst als die Akademie der Künste, deren ordentliches Mitglied er seit 1972 ist, ihm zu Ehren Ende Juni eine Ausstellung eröffnete, wollte er weder Blumen noch festliche Musik. Er meinte, sie würden von seinen Zeichnungen, die er mit unendlicher Sorgfalt aus dem mehr als fünf Jahrzehnte umfassenden Arbeitspensum ausgewählt und zur Ausstellung zusammengefügt hatte, ablenken. Zu den stillen Geburtstagsgrüßen zählt ab 25. Juli auch die Ausstellung in der Galerie „A" in Berlin, die für den Galeristen Manfred Schmidt sicher Anlaß ist, die jahrzehntelange Bekanntschaft mit Arno Mohr Revue passieren zu lassen. Für Schnellschüsse sei der Meister nie zu haben gewesen. „Wer mit ihm in Ruhe eine Zigarre rauchte und nicht auf Zeit drängte, konnte sich seiner Projekte mit ihm sicher sein."

Gelegenheit gab es in der Vergangenheit häufig, Arbeiten des Berliners in Ausstellungen zu betrachten. Gut in Erinnerung ist dabei das auf der Dresdner Kunstausstellung 1987/88 gezeigte Blatt „Künstlercafe", in dem er Brecht, Busch, Eisler, Hauptmann, Zille, Otto Nagel, Fritz Cremer, Werner Klemke und viele andere an einen Tisch setzte, sich selbst aber als zeichnenden Beobachter in die Ecke stellte. Diese und andere Grafiken und Gemälde Mohrs — dazu gehört das schon legendäre Plakat „Arbeiter mit Mainelke" (1946) ebenso wie das Wandbild „Forscht, bis ihr wißt" (1976) im Palast der Republik — machen deutlich, wie er sich müht, jeden Schnörkel zu vermeiden. „Wie im Leben soll man auch in der Kunst zur Sache kommen", sagt Mohr. Er zeichne sehr gründlich an einem Motiv, „mit Ziel, daß möglichst alles einfach wird." Die lakonische Verknappung des Strichs intensivierte er mit zunehmendem Alter, ist wohl Ausdruck seiner Lebensweisheit und Beobachtungsgabe. Akademisch erlernt hat das der in Posen geborene gerade nicht, ein Jahr nur hielt es ihn auf der Charlottenburger Kunsthochschule. Dann wurde die Straße seine Hochschule, wie er sagt, und sie empfängt ihn noch heute zu täglichen Lektionen.

Die Berliner Stadtlandschaft mit ihren Brücken, Kuppeln, Häuserfassaden, Straßen und Plätzen, mit Kneipen- und Kaffeehaus-Atmosphäre, spielende Kinder, die häusliche Umgebung, die Märkischen Seen und Wälder — das ist sein Milieu. Liebevoll weiß er Witz und Grübelei miteinander zu verbinden. Der Schalk, der aus zwei gütigen Augen durch die runde Nickelbrille blitzt, wenn er seine geliebte Zigarre raucht, überträgt sich auf Mohrs scheinbar absichtslosen Zeichnungen, Grafiken und Aquarelle. Das kreiseltrieselnde Kind, die Entenfamilie auf dem Wasser, die unverdrossen aufspielenden Kaffeehaus-Musikanten, zwei sich jagende Hunde zwischen Sonntags-Spaziergängern im Park sprechen Liebermanns Sprache — „Zeichnen ist Weglassen".

Oft ist der Künstler unterwegs in der Stadt, selten mit Stift und Zeichenblock. Er sagt, seine hervorragendste Eigenschaft sei die Neugier. Er will schauen, einmal, zweimal. „Wenn ich, zu Hause angekommen, es nicht mehr weiß, gehe ich ein drittes Mal." Gesehenes brennt er in sein Gedächtnis und entläßt es erst auf dem Papier. Alle 128 in der Galerie am Robert-Koch-Platz ausgestellten Arbeiten schuf er so, aus der Erinnerung.

Übrigens ist Mohr, der gelernte Schildermaler, ein exzellenter Drucker. Als er 1950 als Lehrer an der Kunsthochule Berlin-Weißensee dort eine Druckwerkstatt aufbaute, tat er es mit dem Anspruch, die Grafik als volkstümliches Genre zu fördern. Inzwischen sind viele Studenten wie Nuria Quevedo, Sabine Grzimek, Konrad Knebel und Ronald Paris durch seine Berliner Schule gegangen. Sie lernten bei ihm, den Blick auf das Wesentlichste zu richten und sparsam mit dem Strich umzugehen. „Alle große Kunst trifft sich im einfachen", sagte Strittmatter über Mohrs Holzschnittfolge zum „Laden".

Vor Jahren wurde Mohr von Freund Klemke gefragt, was er für das schönste halte, zu malen. Seine Antwort: „Einen alten Mann, in dessen Gesicht, seinen Händen, seiner Haltung sich die Erfahrung eines ganzen Lebens verkörpert." In der Akademie-Ausstellung, die noch bis zum 3. August gezeigt wird, gibt es ein solches: „Selbst" (1989).

In wenigen Zeilen

WASHINGTON. Wegen Anstiftung zum Selbstmord muß sich die englische Hardrock-Gruppe „Judas priest" vor einem US-Gericht in Reno (Nevada) verantworten. Sie wird von den Angehörigen zweier junger Männer beschuldigt, eine unterschwellige Aufforderung zum Selbstmord auf ihrer Platte „Stainer Class" versteckt zu haben. Die 18 und 20 Jahre alten Männer hatten im Dezember 1985 mehrmals die Platte „Stained Glass" gehört und dabei Alkohol und Marihuana konsumiert. Der 18 jährige Raymond Belknap tötete sich daraufhin mit einem Gewehrschuß, während sein 20 jähriger Freund James Vance sich das halbe Gesicht zerschoß. Vance starb drei Jahre später. Die Verwandten der beiden Männer versichern, auf der Platte sei eine unterschwellige Botschaft, die zu Satanismus, sexueller Aggressivität, Gewalttätigkeit und Selbstmord verleite.

ASSISI. Zum 45. Jahrestag der atomaren zerstörung Hiroshimas geben Musiker als aller Welt im mittelitalienischen Assisi ein Konzert für Frieden und Abrüstung. Joseph Haydns Oratorium „Die Schöpfung" soll dabei als Gegenbild zur Zerstörung und atomarer Rüstung verstanden werden. Der Erlös des Konzerts am 5. August, an dem Musiker der Berliner, Wiener und Moskauer Philharmonie, des Leipziger Gewandhauses und anderer führender Orchester teilnehmen sollen, geht an die Opfer atomarer Katastrophen von Hiroshima bis Tschernobyl. Veranstalter ist die „Internationale Vereinigung der Ärzte zur Verhütung des Atomkrieges".

Zirkus, ade!?

Der Staatszirkus der DDR hat mit Wirkung vom 1.7.1990 aufgehört zu existieren. Das Gesetz über die Bildung von Kapitalgesellschaften zwinge, die drei Zirkusse — Aeros, Berolina, Busch — sowie das Winterquartier in GMBh umzubilden, ohne daß dafür die finanziellen Voraussetzungen vorhanden sind. Damit sei der Bestand der Betriebe nicht gesichert, wird in einem offenen Brief der Generaldirektion mitgeteilt. Der Verlust dieses Unternehmens bedeute nicht nur das Ende einzelner, dann nicht mehr finanzierbarer Tierdressuren. Es sei das Ende einer dreißigjährigen Tradition und damit aller Bemühungen um die Entwicklung einer deutschen nationalen Zirkuskultur, die auch international breite Anerkennung fand. In dem Schreiben, das 17 Unterschriften trägt, wird mitgeteilt, daß bereits 100 Mitarbeiter, darunter auch so bekannte Artisten, wie die Pferdedresseure Hasso und Monika Mettin entlassen werden mußten.

Der Staatszirkus ist bislang mit elf Millionen Mark jährlich subventioniert worden. Bei rund 2,5 Millionen Besuchern im Jahr wurde somit jeder Platz mit durchschnittlich 4,40 Mark gestützt. Seit den 50er Jahren betragen die Eintrittspreise unverändert zwischen zwei und sieben Mark. Die nicht unbeträchtlichen Einnahmen durch die Entsendung von Artisten ins westliche Ausland kamen dem Staatszirkus selbst nicht zugute.

In dem offenen Brief wird kritisiert, daß zahlreiche Vorschläge und Gesprächsangebote, die auf eine geordnete Umwandlung des Unternehmens gerichtet waren, durch den Minister für Kultur abgelehnt wurden beziehungsweise, daß darauf nicht reagiert worden sei. Auch seitens der Gewerkschaft hätten die Zirkusleute bislang keinerlei Unterstützung erfahren.

Kinder aus Istanbul.

Foto: TASS

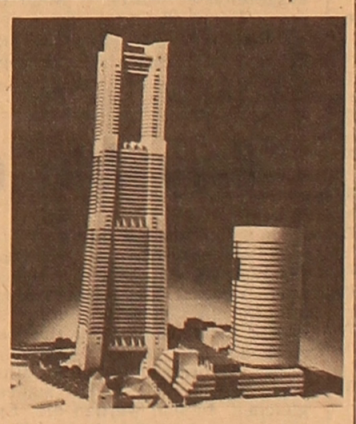
Erstmals einheitlicher Anti-Drogen-Lehrplan für USA-Schulen

Das USA-Erziehungsministerium hat ein detailliertes Unterrichtsprogramm zur Verhinderung von Drogenmißbrauch entwickelt, das gegenwärtig an mehr als 120 000 Schulen und Kindergärten verschickt wird. Das ist das erste Mal, daß das Ministerium Erziehungseinrichtungen des Landes empfiehlt, nach einheitlichen Empfehlungen zu arbeiten. Erziehungsminister Lauro Cavazos unterstrich, daß sein Ministerium wie bisher keine Reglementierung des Unterrichts beabsichtige. Mit dem Programm solle jedoch das Bemühen der Regierung zur Drogenbekämpfung unterstützt werden. Jeder Schule bleibe es überlassen, ob und wie sie das neue Fach in den Lehrplan einbaut.

Das Programm „Lernt ohne Rauschgift zu leben" enthält Hinweise für jede Klassenstufe sowie für Vorschuleinrichtungen. Es bietet Eltern, Lehrern und Bürgerinitiativen Lehrmethoden an. Informationen über die Schädlichkeit des Drogengenusses könnten bei der Gesundheitserziehung, beim Sportunterricht und in naturwissenschaftlichen Fächern eine Rolle spielen.

Charles Flatter, Professor von der Maryland-Universität, der die Ausarbeitung des Programms leitete, verwies auf die positive Orientierung des empfohlenen Unterrichts. Den Schülern müsse Stolz darauf anerzogen werden, daß sie drogenfrei leben wollen. Die Förderung ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Talente sei eine unbedingte Voraussetzung, damit sie nicht aus Enttäuschung oder Unterbewertung zum Rauschgift greifen. In Kindergärten komme es darauf an, Vorstellungen über einen guten und wertvollen Menschen zu vermitteln. Bereits im Vorschulalter sollen die Kinder lernen, über ihre Sorgen und Kümmernisse zu sprechen, und darüber, wie sie mit diesen Problemen fertig werden können.

Die Initiative des Erziehungsministeriums ist von Politikern und Pädagogen begrüßt worden. Der Kongreßabgeordnete Charles Rangel, der dem Unterausschuß für Drogenmißbrauch und -kontrolle des Repräsentantenhauses vorsteht, hätte sich allerdings mehr Nachdruck für die Durchsetzung des Programms gewünscht, damit es für viele nicht nur „ein weiterer Stoß von Papier aus Washington" bleibt.



Die japanische Baufirma „Mizubisi estate company" hat mit der Errichtung des im Lande höchsten Wolkenkratzers begonnen. Das Gebäude, das 296 Meter hoch sein soll und die Benennung „Landmark Tower" erhielt, wird die Stadt Yokohama zieren. In „Landmark Tower" sollen Büros von Vermittlungsfirmen und ein Hotel untergebracht werden. Es wird geplant, den Bau bis April 1993 abzuschließen.

Unser Bild: So sieht der neue Wolkenkratzer in der Einbildung der Architekten und Baufachleute aus.

Foto: TASS

Operation „saubere Nadel"

Umstrittenes Projekt in Vancouver

Bei Drogensüchtigen in Vancouver und Umgebung hat John Turvey einen guten Ruf. „Der fragt nicht viel, der hilft", sagt man über ihn.

John Turvey ist der Initiator der „Operation saubere Nadel". Anfangs durchaus umstritten, hat dieses vor gut einem Jahr gestartete Projekt zur Bekämpfung der AIDS-Ausbreitung unter Drogenabhängigen in der kanadischen Großstadt am Pazifik inzwischen mehr Befürworter als Gegner. Rund 3 000 Süchtige kommen im Laufe einer Woche in die Zentrale der von Turvey geleiteten privaten Jugendhilfsorganisation „Youth activities Society", wo sie ohne große Formalitäten ihre gebrauchten Spritzen gegen sterile Einwegspritzen eintauschen, die sie sonst nur gegen Rezept und Bezahlung bekommen könnten. In Vancouver und Umgebung, wo rund 1,1 Millionen Menschen leben, ist dadurch einer der Hauptwege der Übertragung des tödlichen AIDS-Virus weitgehend blockiert worden.

130 000 Dollar stellen die Stadtväter pro Jahr für die „Operation saubere Nadel" zur Verfügung. Mit dieser Entscheidung setzten sie sich über den vor allem von konservativen Kreisen erhobenen Vorwurf hinweg, daß auf diese Weise mit öffentlichen Geldern die Drogensucht gefördert wird. Im Streit über das Projekt siegte letztlich das Argument, daß der Spritzenaustausch Menschenleben rettet.

„Natürlich kommt niemand mit der Absicht zu uns, den Drogenkonsum aufzugeben", weiß John Turvey. Aber: Wer sich die Spritzen abholt, kann zugleich Informationsmaterial über die Vermeidung von Infektionen und über mögliche Entziehungskuren mitnehmen. Mediziner stellen sich zu kostenlosen und anonymen Konsultationen zur Verfügung. „Vor einem Jahr", berichtet Turvey, „nahmen die Leute die Nadeln und verschwanden, jetzt bleiben viele zu einem Gespräch und einige haben sich in ärztliche Behandlung begeben."

Der Spritzentausch in Vancouver hat unterdessen in weiteren Städten Kanadas und in den benachbarten USA teilweise heftige Debatten ausgelöst. Vielerorts fordern Mediziner, Soziologen und liberale Politiker die Abänderung von Gesetzen und Verordnungen, die ähnliche Projekte bislang verbieten. In New York zum Beispiel verlangt bereits eine Bürgerinitiative die Übernahme des Vancouver-Modells. Ausgerechnet in der amerikanischen Rauschgift- und AIDS-Metropole hatte vergangenes Jahr der neue Bürgermeister David N. Dinkins ein Versprechen an konservative Wählerkreise eingelöst und die versuchsweise Spritzenausgabe an Süchtige verboten.

Panamaische Firmen verklagen USA auf Schadenersatz

Etwa 60 panamaische Firmen haben vor einem New Yorker Gericht die USA auf den Ersatz von Schäden verklagt, die ihnen durch Plünderungen und Vandalismus nach der amerikanischen Invasion in Panama im vergangenen Jahr entstanden waren. Die Schäden wurden auf mehr als 30 Millionen Dollar beziffert.

Laut Anklageschrift haben die Vereinigten Staaten gegen das Völkerrecht und gegen Verträge verstoßen, weil sie nach der Militäraktion in Panama nicht für die nötige Sicherheit gesorgt hätten. Außerdem sei durch die Amerikaner exzessive Gewalt angewendet und dadurch unnötige Schäden verursacht worden. Die Rechte der panamaischen Bürger seien nicht respektiert worden.

Keine „guten Lüfte" am Rand von Buenos Aires

„Gute Lüfte" lautet die wörtliche Übersetzung von Buenos Aires. Als die Spanier vor über 450 Jahren der heutigen Hauptstadt Argentiniens diesen schmeichelnden Namen gaben, dürften sie guten Grund dafür gehabt haben. Heute würden sie allein die Zustände am Rande der Riesenmetropole zu einer gegenteiligen Bezeichnung veranlassen. Von guten Düften kann in den zahlreichen Elendsvierteln keinerlei Rede mehr sein, vielmehr stinkt es hier oftmals buchstäblich in den Himmel.

Die jetzt veröffentlichten Daten des nationalen Statistikinstitutes fassen die „anrüchigen" Zustände in Zahlen: Danach müssen im Großraum der Hauptstadt rund zwei Drittel der über zwölf Millionen Bewohner ohne jegliche Kanalisation auskommen. Vielfach fließen die Abwässer zwischen armseligen Wellblechhütten den Berg herunter, nicht selten in unmittelbarer Nähe spielender Kinder. Besonders schlimm ist die Lage in den neun „Kränzen" rund um den Stadtkern. Hier können nur 1,67 Prozent der Bevölkerung ihre Fäkalien in das städtische Entsorgungssystem leiten. Wasser aus der Leitung gibt es lediglich für 3,5 Prozent der Einwohner, während dieser Anteil in bezug auf ganz Buenos Aires bei etwa 50 Prozent liegt. Der Rest ist auf Brunnen oder Wasserwagen angewiesen, häufig werden allerdings auch öffentliche Leitungen „angezapft".

Ähnlich prekär ist die Situation bei der Abfallbeseitigung. Rund 60 Prozent der als arm geltenden Bewohner von Buenos Aires werden nur gelegentlich von der Müllabfuhr bedient. Jedem sechsten aus dieser Gruppe bleibt überhaupt nichts anderes übrig, als den Abfall zu verbrennen oder zu vergraben.

Die Auswahl „Panorama" wurde aus den Materialien der TASS und ADN vorbereitet.

Aus unserer Post

Gut, daß es solche Leute gibt

In Sosnowka, der Abteilung des Sowchos „Pamjat Thälmanna" Gebiet Omsk, fragte ich mal nach solchen Menschen, über die man in einer Zeitung berichten könnte. Es wurden mehrere genannt, doch die meisten, die ich ansprach, nannten die beste Melkerin des Sowchos Ella Wolf. Sie ist sehr fleißig, selbstlos und verliebt in ihre Arbeit, eine Meisterin höchster Klasse, hieß es. Dabei ist Ella sehr bescheiden. Sie mag sogar nicht, wenn man sie offen lobt. Sie meint, es sei die Pflicht jedes Menschen, ehrlich zu arbeiten. Ella tritt mit keinen Vorlesungen auf und verbreitet ihre Erfahrungen auf eigenartige Art — nur durch ihre tadellose tägliche Tätigkeit. Es ist einfach ein Vergnügen, sie bei der Arbeit zu beobachten. Jeder Handgriff ist exakt und ausgewogen. Sie arbeitet für zwei, macht aber alles so grazlös und leicht, daß man ihr nie die Müdigkeit ansieht. Nicht von ungefähr sind ihre Arbeitsleistungen seit Jahren die höchsten im Betrieb.

Auch in der ersten Hälfte des laufenden Jahres hat Ella Wolf 2 051 Liter Milch von jeder ihrer Kühe erzielt und will bis zu Ende des Jahres dieses Ergebnis wesentlich erhöhen.

Und noch eine Eigenschaft zeichnet Ella Wolf unter ihren Landsleuten aus. Sie ist wortkarg, aber jedes Wort, das sie fallen läßt, hat Wirkung. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund, nennt die Dinge beim richtigen Namen. Gerade durch diese Eigenschaft erlangte sie wohl solch eine große Autorität unter ihren Kollegen und Dorfeinwohnern. Sie ist keine Leiterin, aber wenn sie vor sitzenden Melkerinnen vorbeigeht und so vor sich hinsagt: „Es ist Zeit, an die Arbeit zu gehen...", endet sofort die nicht eingeplante Ruhepause. Dabei hat Ella keine Mißgönner oder gar „Feinde". Im Gegenteil, überall, wo sie erscheint, lächelt jeder ihr zu und begrüßt sie, wie den besten Freund. Und es ist wohl gut, das neben dir so ein einfacher, ehrlicher und zuverlässiger Mensch lebt.

Iwan GALEZ

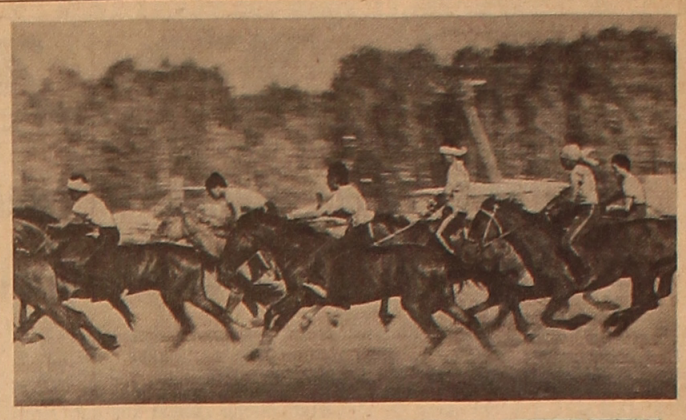
Gebiet Omsk

Wann gibt es endlich eine konkrete Antwort?

Es findet sich scheinbar kein Mensch, der uns Sowjetdeutsche, die so viel schuldlos leiden mußten, aus dieser Lage helfen könnte. Deshalb müssen wir, liebe Landsleute, nur auf unsere Einigkeit und Zielstrebigkeit bauen. Nur gemeinsam, Hand in Hand, hartnäckig kämpfend, können wir unser Heimat zurückbekommen. Leider gibt es immer noch solche Menschen, die bald hier, bald dort Ländereien für die deutsche Autonomie vorschlagen. Nehmen wir den Vorschlag von Edgar Schütz, den er im „NL" vom 14.3.1990 äußerte. Er schlägt eine ganze Reihe von Territorien vor: Altai, Omsk, Pawlodar... Lieber Freund, was für Rechte haben wir auf die obenerwähnten Landflächen? Nur an der Wolga haben wir unsere einzige Chance, denn dieser Boden war uns für ewige Zeiten gegeben worden, diesen Boden haben unsere Vorfahren im Schweiße ihres Angesichts urbar gemacht, er soll uns gehören! Die Meinungsverschiedenheit in dieser Frage ist ein großes Hindernis für die schnelle Lösung dieses lebenswichtigen Problems. Mancher wird sagen, bei solchen Sachen darf man nicht eilen, alles mehrmals überlegen. Ja, das ist kein einfaches Problem, aber die Zeit drängt, denn morgen kann es schon zu spät sein. Alle sehen doch, daß die Auswanderung des sowjetdeutschen Volkes zunimmt. Und es soll endlich eine konkrete Antwort auf die Frage gegeben werden, ob es in der Sowjetunion eine sowjetdeutsche Autonomie geben wird oder nicht!

Johannes WORM

Gebiet Tschimkent



Die Quelle in Shamal-Schubar

An diesem Tag empfing Petropawlowsk seine zahlreichen Gäste. Von ganzem Herzen begrüßten die Nordkasachstaner die Schriftsteller, Literaten, Vertreter der Öffentlichkeit, die Verwandten Sabit Mukanows sowie die Witwe des Schriftstellers, Marjam-apaj, die in Petropawlowsk anläßlich des 90jährigen Jubiläums des hervorragenden Schriftstellers und Wissenschaftlers zusammenkamen, der in seinem Schaffen die lebendige Geschichte seines Volkes verkörperte.

Die Feierlichkeiten in der Gebietsstadt leitete das Treffen mit Literaturfreunden, Literaten und Journalisten ein. Es ist bemerkenswert, daß sich alle in der Bibliothek versammelten, die den Namen Sabit Mukanows trägt. Nachher wurde in einer gemütlichen Grünanlage, an der Kreuzung der Mira- und Sabit-Mukanow-Straße, feierlich eine Büste des namhaften Schriftstellers enthüllt.

Am nächsten Tag ging es in die Heimat Mukanows, in das Dorf Sabit, Rayon Dshambul.

„Der Ort, wo ich geboren wurde und aufwuchs", schrieb Sabit Mukanow, „trägt den sonderbaren Namen ‚Shamal-Schubar'. Diese Benennung wird den Leser vielleicht aufmerksam machen: ‚Schubar' ist ein lichtes junges Gebüsch', ‚shamal' heißt ‚schlecht'. Dieses Gebüsch spendet in der sengenden Sommerhitze keinen Schatten, und im Winter kriegt man hier kein Holz, um ein Lagerfeuer anzumachen oder einen Ofen zu heizen.

Aber hier quillt ein reiner Born der kasachischen Sprache. Nennen wir den Namen Sabit, so taucht in unserem Gedächtnis das bezaubernde Ornament seiner Prosa auf, die farbenprächtigen poetischen Zeilen Sabit Mukanows, dessen Leben und Schaffen voll und ganz mit seinem Volk und dem trauten Kasachstan verbunden ist. Der Akyn aus unserem Gebiet Aschim Mendybajew hatte recht, als er schrieb: „Wir Landsleute Sabit Mukanows sind stolz darauf, daß er auf unserer Erde geboren worden ist, die nicht nur an Brot und Getreide reich ist, sondern auch an Liedern und Legenden, die von Steppenimprovisatoren geschaffen worden sind. Aus diesem unversiegbaren Born schöpfte Sabit seine Begeisterung". Die Nachkommen der ehemaligen Nomaden, die das Schaffen ihres Landsmannes kennen, belohnen sein großes Talent mit Liebe und Achtung.

Während der Jubiläumsfeier des Dichters in seinem Heimatdorf sprachen der Erste Sekretär des Gebietsparteikomitees Swjatoslaw Medwedew, Vorsitzender des Gebietsexekutivkomitees Schalbai Kulmachanow, Akademiemitglied der Akademie der Wissenschaften der Kasachischen SSR Sejnulla Kabdulow sowie Sekretär des Schriftstellerverbandes der Kasachischen SSR Sain Muratbekow davon, daß man Sabit Mukanow in seiner engeren Heimat und in ganz Kasachstan ein ehrendes Andenken bewahrt.

Gegen Mittag begann im örtlichen Stadion ein Volksfest. Hier wurde ein Jahrmarkt abgehalten, die Kinder und Jugendlichen erfreuten sich an den traditionellen Schaukeln und dem Karussel... und in den gastfreundlichen Jurten bot man den Gästen kühlen Kumys und Nationalspeisen. Bald begann auch der Aitys — der Sängerwettbewerb in der Steppe. Die Volkssänger aus den Gebieten Kustanai und Nordkasachstan zeigten ihre Meisterschaft. In diesem Wettbewerb siegten Kenes Tynymbajew und Gulnar Kalkajewa, die den Hauptpreis — ein Rassenrennpferd — bekamen. Auch die Reiter aus dem Rayon Sergejewka errangen ein Rennpferd — sie waren die stärksten in der Baiga — nationales Pferderennen.

Am Nationalringen — „Kasachscha-kures" — beteiligten sich nicht nur Kasachen, sondern auch Russen, Deutsche, Ukrainer, Vertreter anderer Nationalitäten. Als Sieger ging hier Shanarbek Sarenbajew hervor, Sportlehrer aus dem Dorf Trojebratnoje.

Am Morgen des anderen Tages hielten sich die Gäste der Feier im Gabit-Musrepow-Sowchos auf. Die Laienkünstler dieses Betriebes bereiteten anläßlich der Feier ein spezielles Konzertprogramm vor.

Am nächsten Tag weilten die Gäste in der Siedlung Presnowskaja. Sie besuchten hier das Museum des Schriftstellers Iwan Schuchow. Eine Folkloregruppe der Kosaken sang eine Reihe von Volksliedern. Die Gäste sangen mit Vergnügen mit.

Vor der Abfahrt der Gäste aus Petropawlowsk fand im Gebietsparteikomitee ein Abschlußtreffen statt. Die Schriftsteller, Literaten und Journalisten teilten ihre Eindrücke und gaben ihren Hoffnungen darüber Ausdruck, daß ähnliche Feier in Nordkasachstan zur Tradition werden.

Alexander REISCH

Gebiet Nordkasachstan

Auf unseren Bildern:
Fragmente aus dem Volksfest anläßlich der Jubiläumsfeier von Sabit Mukanow.
1. Eröffnung der Feier.
2. Am Haus des Schriftstellers.
3. Siegerin im Aitys.
4. Baiga.
5. Altersgenossen.

Fotos: Sergej Busch

Das Ensemble der Brüder Fritzler

Man sagt, daß die Brüder Juri, Alexander und Wladimir ihre Leidenschaft für Musik von ihrem Vater geerbt haben. Ist er doch auch heute noch die Seele ihres Familienensembles. Dieses schon längst populär gewordene singende Familienensemble tritt in Feldstützpunkten auf sowie auf den Bühnen der Kulturhäuser in der Stadt und auf dem Lande. Auf dem Spielplan des Kollektivs stehen deutsche Volkslieder sowie Lieder der zeitgenössischen Komponisten.

In diesem Jahr beteiligte sich das Ensemble aus dem Dorf Kamyschnoje, Gebiet Kustanai, am Republikfestival der deutschen Volkskunst in der Stadt Pawlodar, wo sein Können sehr hoch eingeschätzt wurde.

„Heutzutage haben es die Menschen in unserem Lande nicht leicht", sagt Juri Fritzler. „Eine kranke Wirtschaft. Einige Ideale, an die man geglaubt hat, sind in Zweifel gesetzt worden. Aber ich bin davon überzeugt, daß sich alles zum Besseren ändern wird, und ein heiteres, frohes Lied wird den Menschen dabei helfen".

Wladimir DIANOW

Kustanai

Recht so, Olga!

Unlängst fand in Pawlodar die 28. Republikschachspielspartakiade statt, an der sich Vertreter von 16 Gebieten Kasachstans sowie der Republikhauptstadt Alma-Ata beteiligten.

Die Sportehre des Gebiets Aktjubinsk vertrat die Lehrerin für Sport der Batamschinsker Schule Nr. 1 Olga Rogalskaja, eine leidenschaftliche Schachspielerin, die schon mehrmals aus Rayon- und Gebietswettkämpfen im Schachspiel als Siegerin hervorging und mit mehreren Preisen, Ehrenurkunden sowie Diplomen ausgezeichnet wurde. Auch in der Republikspartakiade der Schachspieler war Olga tüchtig. Schon in der ersten Runde siegte sie über ihre Rivalin aus dem Gebiet Semipalatinsk mit 3,5:0,5. Danach besiegte sie mit 3:1 die Vertreterin des Gebiets Dshambul.

Im Finale gelang es den Schachspielern aus dem Gebiet Aktjubinsk, den Vorrang vor den Sportlern aus dem Gebiet Tschimkent mit 3:1 zu erzielen. Im Abschlußturnier schlugen die Sportler aus Aktjubinsk mit 4:0 außerdem die Mannschaft des Gebiets Koktschetaw. Im Endergebnis errangen die Schachspieler des Gebiets Aktjubinsk den ersten Platz in der Republikspartakiade. Einen gewichtigen Beitrag zum allgemeinen Erfolg der Mannschaft des Gebiets Aktjubinsk leistete Olga Rogalskaja, die die höchste Punktzahl erzielte und Schachspielerin erster Leistungsklasse wurde.

Zur Zeit bereitet sich Olga auf die Unionsspartakiade vor.

Die Anforderungen an Sportler aus verschiedenen Sportarten sind ganz verschieden. Olga Rogalskaja ist überzeugt, daß man als Schachspieler geboren werden muß. „Man sagt, der Mensch kann alles mit zähem Fleiß erreichen. Wie man sich jedoch auch bemüht, wird man kein guter Schachspieler, falls die Natur einen nicht dafür ausgestattet hat. Die angeborene Begabung ist das Wichtigste", meint Olga.

Ein Schachspieler kann sich keine Gefühlsduselei erlauben, denn das Schachspiel ist eine schwere nervliche Prüfung. Hoffentlich besteht Olga Rogalskaja diese Prüfung erfolgreich.

Hans KELLER

Gebiet Aktjubinsk

Neuer Atlas des Weltmeeres zusammengestellt

Eine Inventarisierung der Unterwasservorkommen an Schätzen des Weltmeeres haben sowjetische Wissenschaftler abgeschlossen. Der in Leningrad herausgegebene Komplexatlas der Bodenselemente hat nach Auffassung seiner Autoren in der internationalen Kartografie nicht seinesgleichen. In ihm werden die Ergebnisse der einheimischen Forschungen und der Naturexperimente benutzt, die an Bord von Schiffen und auf Driftstationen bis zum Jahre 1987 angestellt worden sind. Verwendet werden ferner Unterlagen, die im Ausland veröffentlicht worden sind.

Einer der Verfasser des Atlasses, der führende wissenschaftliche Mitarbeiter des Instituts für Geologie und mineralische Ressourcen des Weltmeeres des Ministeriums für Geologie der UdSSR, Prof. Jegiasarow, sagte in einem TASS-Gespräch: „Der Atlas umfaßt insgesamt etwa 100 verschiedene Karten mit Begleittext. Das Werk ist bedingt in zwei Abschnitte eingeteilt: Der zweite befaßt sich mit dem Nordpolarmeer. Die Karten enthalten Information über die physikalisch-geographischen Bedingungen des Weltmeeres, seine geophysikalischen Felder, seinen geologischen Aufbau und seine Tektonik. Angeführt werden die mineralische und chemische Zusammensetzung der Bodenselemente, die Verteilung der festen Bodenschätze sowie andere Information. Darüber hinaus sind zum ersten Mal ingenieur-geologische und hydrogeologische Ozeankarten aufgestellt worden."

Die Vielfalt der Information, ihr hoher wissenschaftlicher Wert bedingen denn auch den umfassenden Verwendungsbereich des Werkes. Es ist in erster Linie für wissenschaftliche Mitarbeiter auf dem Gebiet der Geologie und Ozeanologie, der Planung wissenschaftlicher und Produktionsarbeiten zur Untersuchung der Bodenschätze des Weltmeeres sowie für Navigationszwecke bestimmt. Der Atlas soll im Jahre 1991 erscheinen.

Programmvorschau des Deutschen Radios Alma-Ata

Heute, in der Dienstagssendung, möchten wir vor allem ein Gespräch fortsetzen und abschließen, dessen Anfang Sie, werte Hörer, am vergangenen Dienstag hörten. Unsere Korrespondentin Erna Minz unterhält sich mit Johannes Schmidt, dem Leiter der 2. Abteilung des Sowchos „Lesnyje Poljany" im Gebiet Nordkasachstan. Wie Sie sich wohl erinnern, ging es voriges Mal um die Geschichte dieses Dorfes, um den heutigen Tag der ehemaligen deutschen Kolonisten. In der nur vorliegenden Serie interessiert sich unsere Reporterin für die Einstellung der Dorfeinwohner zu solch einer brennenden Frage, wie die Wiederherstellung der Autonomie der Sowjetdeutschen und dafür, wie man sich hier eigentlich die nächste Zukunft vorstellt.

Nach dieser Unterhaltung bietet sich wieder einmal den Journalisten der „Freundschaft" die Möglichkeit, Ihnen die wichtigsten Publikationen ihrer Zeitung für diese Woche mitzuteilen. Und danach, nach so viel Information, wenn auch gefällig aufbereitet, kommt natürlich die Welt der Musik ebenfalls zu ihrem Recht. Ja, was hält für Sie das Musikprogramm bereit? Darüber informiert Sie etwas später unsere Musikredakteurin Nelli Hermann und wenn Sie darauf neugierig geworden sind, bleiben Sie auch weiter auf unserer Welle.

Gleich um zwei Feste geht es bei uns im „Abendtreff" am Mittwoch. Zuerst hören Sie ein Funkbericht über das feierliche Treffen der Trudarmisten des Gebiets Karaganda und eine musikalische Kurzweil, gewidmet dem Jakobstag, der am 25. Juli in vielen Orten Deutschlands als Beginn der Roggen- und Weizenernte gefeiert wird. Sie erfahren eine Menge Wissenswertes darüber, wie z. B. der erste Erntetag vor sich ging, welche Lieder dabei gesungen wurden. Ein reichhaltiges Programm also, das eine Brücke zu Ihnen, liebe Hörer, im ganzen Land schlagen soll.

Mit dem Schauspieler des Deutschen Theaters Peter Warkentin steht Ihnen, werte Hörer, am Donnerstag ein Treffen bevor. Mit ihm unterhält sich unsere Reporterin Irmtraud Warkentin, und sie versteht es gut, den Gesprächspartner anzuregen, über das tief in ihm verborgenen zu sprechen. Das war auch diesmal der Fall. Während ihrer Unterhaltung mit Peter Warkentin erfahren Sie nicht nun von seinen Eindrücken von dem Gastspiel des Theaters in Pawlodar, sondern spüren auch seine Besorgnis, sein Herzweh, die er empfindet, wenn es um die Auswanderung der Sowjetdeutschen geht.

In der Literaturrubrik machen wir Sie dann mit einigen Schöpfungen des Karagandaer Dichters Hermann Arnhold vertraut. Wir hoffen, seine Gedichte finden wie immer ihre dankbaren Hörer.

Am Freitag laden wir Sie zu unserer Sendereihe „Menschen aus unserer Mitte", ein. Unser Karagandaer Reporter Johann Frei erzählt Ihnen über den Lebens- und zugleich auch Leidensweg von David Obermüller. Die Bekanntschaft mit diesem dennoch lebensfreudigen Menschen mag auch Ihnen Freude schenken. Ebenso auch Ihre Lieblingsmelodien, die für Sie im samstäglichen Wunschkonzert erklingen werden. Wir wünschen Ihnen einen guten Empfang unserer Sengungen.

Saure LIKJOROWA

Kulturgeschichtliche Betrachtungen

Annelore ENGEL-BRAUNSCHMIDT

„Der Sturmschritt": Zwischen kultureller Autonomie und dem Würgegriff Stalins

IV

Es hört sich problemlos an, wenn der sowjetdeutsche Dichter und Literaturkritiker Robert Weber (geb. 1938) heute noch einmal den „wohltuenden Einfluß" betont, den die deutschen und österreichischen „Politemigranten" auf die Entwicklung der sowjetdeutschen Literatur genommen hätten.[59] Dieselbe Auffassung vertrat der 1977 verstorbene Autor David Wagner in einem „Internationalisten" überschriebenen Zeitungsartikel im „Neuen Leben", in dem er Hugo Huppert besondere Anerkennung zollte: „Viele Jahre saß Hugo Huppert mit sowjetdeutschen Autoren ‚an einem Tisch', war er gewissermaßen einer der ‚Hausherren' der sowjetdeutschen Literatur. Er war der Beauftragte Maxim Gorkis für die behutsame Pflege dieses jungen Setzlings, der immer kräftiger zu grünen begann."[60] In Wahrheit aber waren es eben jene Huppert, Barta und Gàbor, die unter den um den „Sturmschritt gruppierten sowjetdeutschen Schriftstellern eine Art von Säuberung in die Wege geleitet hatten,[61] die sich in der Zeitschrift selbst nur mühsam aus den gegenseitigen Beschuldigungen herauskristallisieren läßt und am ehesten dadurch augenfällig wird, daß plötzlich der eine oder andere Name fehlt. Verständlicherweise verstärkte sich der Druck auf Charkow ab 1933: zum einen, weil in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, zum andern, weil der am 23. April 1932 gefaßte Beschluß zur Vereinheitlichung der Literatur- und Kunstorganisationen in die Tat umgesetzt werden mußte.

Im „Sturmschritt" finden sich Beiträge teils von reichsdeutschen Autoren, die — vor — 1933 — die Sowjetunion besuchten, teils von solchen, die sich für immer im Heimatland der Werktätigen und Bauern niedergelassen hatten, oder auch von Literaten, deren Werke in Deutschland verboten waren. So schrieb z. B. Willi Bredel, der 1932 einige Zeit in der UdSSR weilte[62] und 1934 erneut kam, für die Charkower Zeitschrift. Von Erich Weinert brachte „Der Sturmschritt" das Gedicht „Arbeitslose erster Klasse" aus der in Deutschland angeblich verbotenen Sammlung „Rote Signale".[63] Die „Linkskurve" schickte satirische Verse — „Winterhilfe" überschrieben — von Berta Wiener und eröffnete damit den Vorabdruck des geplanten hauseigenen Sammelbandes „Junge proletarische Lyrik".[64] Aus Dresden sandte Helmut Weiß, der dann erst 1934 in die Sowjetunion emigrierte, regelmäßig Texte in die Ukraine. Auch Johannes R. Becher, der als Vorsitzender des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller und Mitglied der Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller (IVRS) zwischen Deutschland und der Sowjetunion hin und her reiste, ließ sich im „Sturmschritt" vernehmen.[65] Sein Roman „Der große Plan" war zum Druck beim Ukrainischen Staatsverlag für Nationale Minderheiten vorgesehen,[66] der auch andere Werke antibürgerlicher deutscher Schriftsteller verlegen wollte, mit dem Ziel „der werktätigen deutschen Bevölkerung der UdSSR die Spitzenleistungen der proletarischen und linksgerichteten Schriftsteller Deutschlands nahezubringen."[67] Allerdings blieb am Ende das Ergebnis erheblich hinter Beschluß zurück. Zum Mittelpunkt aller in die Sowjetunion emigrierten deutschen Schriftsteller wurde ab 1933 die deutsche Sektion der IVRS; ihr Zentralorgan, die Monatsschrift „Internationale Literatur", war eine der führenden Zeitschriften der deutschen Exilpresse.[68]

Notorisch schwach auf dem Gebiet des Romans, bedurften die sowjetdeutschen Autoren gerade hier der Anregung. Aus diesem Bewußtsein heraus und weniger in der Absicht, reichsdeutsche „Spitzenleistungen" vorzuführen, dürfte Georg Luft gehandelt haben, als er unter dem Pseudonym „Graubart" Besprechungen von in Deutschland größtenteils verbotenen Werken veröffentlichte „Maria und der Paragraph" von Franz Krey, „Sturm auf Essen" von Hans Marschwitza, „Barrikaden am Wedding" von Klaus Neukrantz.[69] Auch die Dramenproduktion sollte gefördert werden. Am 14. Juni 1930 war das Berufstheaterkollektiv „Gruppe Junger Schauspieler" (Berlin) mit „Zyankali" von Friedrich Wolf in Charkow aufgetreten, einem Stück, das, wie der Roman von Krey, gegen den Paragraphen 218 gerichtet war. 1933 schrieben die Redaktionen aller deutschen Periodika in Charkow (Das neue Dorf, Jungsturm, Der Sturmschritt) und der deutsche Sektor bei Dershnazmenwidaw einen Wettbewerb für das beste originale (d. h. nicht übersetzte) Theaterstück für die deutsche Dorfbühne der Ukraine aus.[70]

Im Laufe der Zeit hatten sowohl die sowjetdeutschen als auch die reichsdeutschen, in die Sowjetunion eingewanderten Autoren aufgehört, deutsch von sowjetdeutsch zu unterscheiden. Es galt noch die Differenzierung zwischen „kapitalistisch" und „sozialistisch". Nicht mehr die Herkunft eines Werkes spielte eine Rolle, sondern die Bereitschaft des Autors, durch sein Werk am sozialistischen Aufbau mitzuwirken. „In Charkow wird Huppert schon im Oktober 1932 „inmitten der um den „Sturmschritt" gescharten sowjetdeutschen Schriftsteller" gesehen,[71] im November findet sich im Litjournal folgende Begriffsdefinition:

„Sowjetdeutsch" ist um 1927—28 entstanden als Gegensatz zu „Rußlanddeutsch". Also anfänglich „territorialer" Begriff. Sowjetdeutsche Literatur wollte man dann auch so verstehen. Aber hier wurde es ideologischer Begriff: zur sowjetdeutschen Literatur zählte man schon nicht mehr die kulakische (obwohl sie auf dem Territorium der Sowjetunion entstand). Wir machen jetzt dort, wo es draufankommt, den Unterschied: einheimisch und ausländisch der Herkunft nach. Die sowjetdeutsche Literatur bilden in der Sowjetunion deutsch verfaßte Werke, deren Autoren „auf dem Boden der Sowjetmacht" stehen (wie es im ZK-Beschluß vom 23. April d. J. heißt). Und diese Literatur ist da. Sie ist ein Stück Leninscher Nationalitätenpolitik der Partei, sie ist ein Teil Sozialismus.[72]

Das ist zwar unklar formuliert, stellt aber der Tendenz nach nichts anderes dar als das, was Huppert dann auf der Unionskonferenz sowjetdeutscher Schriftsteller im März 1934 in Moskau aussprach: Es sei „künstlich und schädlich", die Einheimischen und die „‚Zugewanderten' in der Literatur" methodologisch und literaturpolitisch zu unterscheiden.[73]

Die Tatsache, daß die deutschen „Zugewanderten" überzeugte Kommunisten und versierte Autoren waren, die aus einem hochindustrialisierten Staat kamen, verlieh ihrem Auftreten jene Sicherheit, die den Sowjetdeutschen fehlte.

(Fortsetzung. Anfang Nrn. 112, 115, 119, 120, 125, 130, 135)

ANMERKUNGEN:

[59] In einer älteren Besprechung von Kontschaks „Unvergeßlichen Begegnungen", die jetzt leicht zugänglich ist, in Herold Belgers „Der Verwandtschaft traute Züge" (Alma-Ata, 1981), S. 97—103; Zitat S. 100.

[60] David Wagner, „Internationalisten. Zur Geschichte der sowjetdeutschen Literatur", in „Neues Leben", 43 (19. 10. 1977), S. 8.

[61] Pike (wie Anm. 4), S. 181.

[62] Zu den einzelnen Daten hier und im folgenden vgl. die Personalartikel im „Lexikon sozialistischer deutscher Literatur" (wie Anm. 6).

[63] „Sturmschritt", 1 (1932), 7.

[64] „Sturmschritt", II (1932), 59

[65] „Siehe sein Gedicht „Tschapei," in „Sturmschritt", 4—5 (1932), 24

[66] Ibid., 47.

[67] N. Dück. „Mehr solcher Bücher!" in „Sturmschritt", 10 (1932), 72—76: Zitat auf S. 72.

[68] Vgl. Hans-Albert Walter. „Deutsche Exilliteratur 1933—1950. Bd. 7: Exilpresse 1." Sammlung Luchterhand, 136 (Darmstadt und Neuwied, 1974), S. 171—240.

[69] Braubart, „Her mit der verbotenen Frucht!" in „Sturmschritt", 9 (1931), 22f.; 10 (1931), 20f.; 11 (1931), 15—17.

[70] „Sturmschritt", 4 (1933), 80.

[71] „Sturmschritt", 10 (1932), 7.

[72] „Sturmschritt", 11 (1932), 64.

[73] Pik., (wie Anm. 4), S. 185

(Schluß folgt)

Chefredakteur
Konstantin EHRLICH

Unsere Anschrift:
Казахская ССР, 480044, Алма-Ата ул. М. Горького, 50 4-й этаж

Vorzimmer des Chefredakteurs — 33-42-69, stellvertretende Chefredakteur — 33-92-91, 33-38-53; Redaktionssekretär — 33-37-77, Sekretariat — 33-34-37; Abteilungen: Ideologische Massenarbeit — 33-38-69, 33-38-04; Ökonomik — 33-35-09; Wirtschaftsinformation — 33-25-02; Volksbildung — 33-37-62; Kultur — 33-43-84; Leserbriefe — 33-48-29, 33-33-96; 33-32-33; Literatur — 33-38-80; Stilredakteur — 33-45-56; Übersetzungsbüro — 33-26-62; Schreibbüro — 33-25-87; Korrektoren — 33-92-84.
Unsere Korrespondentenbüros: Dshambul — 5-19-02; Kustanai — 5-34-40; Pawlodar — 46-88-33; Petropawlowsk — 6-53-62; Zelinograd — 2-84-49.

«ФРОЙНДШАФТ» ИНДЕКС 65414

Выходит ежедневно, кроме воскресенья и понедельника

Ордена Трудового Красного Знамени типография Издательства ЦК Компартии Казахстана 480044, пр. Ленина, 2/4

Газета отпечатана офсетным способом

Объем 2 печатных листа

М 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
П 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

УГ 01189 Заказ 11982